

Der Tod eines Nakken

Begegnung mit einer Legende - ein Soho unter Mordverdacht

Perry Rhodan - Heft Nr. 1484

Von Marianne Sydow

Die Hauptpersonen des Romans:

Masquam, Dreight und Harmyth - Die Be-gründer eines Kults.

Shingo Leddigg - Ein Waldmensch von Durt-ning.

Balaam - Ein ehemaliger Soho unter Mord-verdacht.

Sato Ambush, Loydel Shvartz und LJngam Tennar - Drei Galaktiker auf der Suche nach einem Weg ins Humanidrom.

Im Herbst des Jahres 1146 NGZ sollte die jahrhundertealte galaxisweite Herrschaft der Cantaro und derer, die über diesen Klon-Wesen stehen, längst so gefestigt sein, daß niemand den gegenwärtigen Zustand verändern kann.

Perry Rhodan mit seinen Tarkan-Rückkehrem, die Freihändler und die Angehörigen dergalaktischen Widerstandsorganisation WIDDER versuchen trotzdem, die Gewalt-herrscher der Milchstraße zu stürzen und den unterjochten Völkern die Freiheit zu-rückzugeben.

Die Bemühungen der Widerständler sind anfangs trotz eindeutiger militänscher Un-teiiegenheit sogar von Erfolgen gekrönt Späterkommen die Freiheitskämpfer aller-dings in Bedrängnis, denn der Gegner startet die Generaloffensive.

Doch obwohl die Widder und ihre Verbündeten um ihre nackte Existenz zu kämpfen gezwungen sind, sehen sie sich immer noch in der Lage, den galaktischen Usurpato-ren empfindliche Schläppen beizubringen und Zukunftsplanung zu betreiben.

Zu dieser Planung gehört neben vielen anderen Projekten auch ein werterer Besuch auf dem Planeten Lokvorth. Auf ebendieser Wett findet die Begegnung mit einer Le-gende statt - und es ereignet sich DER TOD EINES NAKKEN... .

1.

Okttober 1146, Planet Lokvorth, Lokvorth-Therm.

»Pst, leise, macht doch nicht so viel Krach!« flüsterte Karam aufgeregt. »Wenn sie uns erwischen...«

»Sie werden uns ganz bestimmt er-wischen, wenn du nicht endlich die Klappe hältst!« zischte Rack wütend. »Weiter!«

Sie waren zu viert. Die beiden klein-sten - Griet und Vilm - hielten sich vorsichtig zurück. Rack - der Anführer der Gruppe - hatte an und für sich die Absicht ge-habt, voranzugehen, aber Karam, vorwitzig wie immer, hatte sich an ihm vorbeigedrängt, und da sich der Gang an dieser Stelle verengte, mußte Rack ihr den Vortritt lassen, ob ihm das paßte oder nicht.

Karam tat zögernd einen Schritt und landete auf etwas Zerbrechlichem. Es zerbarst mit lautstarkem Knacken und Knirschen unter ihren Füßen. Ka-ram hob erschrocken die eine Hand an den Mund und stützte sich mit der an-deren an der Wand ab. Dabei berührte sie etwas Weiches, das sich eiligst un-ter ihren Fingern davonschlängelte.

Karam zog hastig die Hand zurück und unterdrückte mit Mühe einen Schrei. »Da war was!« sagte sie ängstlich.

»Pst!« machte Rack.

»Mach das Licht an!« forderte Karam.

»Damit sie uns sehen, ja?« »Das ist mir egal!« flüsterte Karam. »Das verdammte Ding war weich und haarig. Wenn es ein Bharig war...«

»Bharigs leben nicht in Höhlen«, wi-dersprach Rack.

»Bharigs leben *immer* in Höhlen!« bemerkte Vilm. »Vor allem, wenn sie Junge haben. Dann sind sie auch am giftigsten.«

Rack hätte diese Bemerkung nur zu gerne als reine Besserwisserei abge-tan, aber Vilm kannte sich mit al-lem möglichen Getier sehr gut aus. Vilms Vater war nämlich ein Pluto-krat, der sich auf das Sammeln aller erreichbaren Unter-lagen über lokvorthische Lebensfor-men spezialisiert hätte, und Vilm hatte den

Ehrgeiz, diese theoretischen In-formationen in praktische Erfahrun-gen umzusetzen. Ständig kroch er in den Ruinen und im Dschungel herum und zerrte die merkwürdigsten Wesen ans Licht.

Rack machte sich widerstrebend daran, die Fackel zu entzünden, was ihm aber nicht recht gelingen wollte, weil ihm die Hände zitterten. Inzwischen blickten die anderen ängstlich umher und rührten sich ansonsten nicht von der Stelle.

Durch eine Mauerritze sickerte ein wenig Licht herein - genug, um ihnen die Enge des Ganges zu zeigen, aber bei weitem nicht ausreichend, um sie einen wohlgetarnten Bharig erkennen zu lassen. Von der Decke rieselten ab und zu Sandkörner und kleine Steine herab. Sie zuckten alle vier jedesmal zusammen, wenn das geschah.

»Wir hätten die Treppe nehmen sol-len«, meinte Karam, die nach Racks Meinung ohnehin unter einem höchst beklagenswerten Mangel an Phantasie litt und für Romantik aller Art nichts übrig hatte. »Es ist doch blödsinnig, durch diese Gänge zu kriechen, wenn es noch einen viel bequemer Weg gibt.«

»Auf der Treppe hätten sie uns se-hen können«, fertigte Rack sie kurz angebunden ab.

»Es war keiner da, der uns sehen konnte«, stellte Vilm nüchtern fest.

Mußte dieser Kerl denn immer wi-dersprechen?

»Da war jemand*, behauptete Rack. »Ihr habt ihn bloß nicht gesehen, weil er sich versteckt hat.«

»Wie hat er ausgesehen?« fragte Griet neugierig. •

»Es war so ein breiter Kerl mit ei-nem roten Bart - und er ging seit-wärts.«

»Das war Balaam«, behauptete Vilm gelassen. »Den kenne ich. Der gehört bestimmt nicht zu den GP-Freunden. Er hätte uns ruhig sehen können. Viel-leicht hätte er uns sogar geholfen.«

»Das glaube ich nicht. Er wollte nicht gesehen werden. Und er hatte etwas bei sich, so ein großes Bündel.«

»Er ist ein Plutokrat«, konterte

Vilm. »Plutokraten schleppen immer irgend etwas mit sich herum.«

Er ist mir unheimlich! wollte Rack sagen, begriff aber gerade noch im letzten Augenblick, daß er sich damit eine gefährliche Blöße gegeben hätte.

Er schluckte alle weiteren Einwän-de hinunter und bemühte sich statt dessen ziemlich erfolglos, mit dem winzigen Flämmchen des Feuerzeugs etwas Licht in die ganze Angelegen-heit zu bringen.

Bedauerlicherweise war die Tatsa-che, daß keiner der vier einen Bharig entdecken konnte, kein schlüssiger Beweis dafür, daß auch tatsächlich keines dieser Geschöpfe in der Nähe war. Diese Biester sah man meistens erst, wenn es schon zu spät war.

Ein Bharig glich in etwa einer Kreu-zung zwischen einem Wollfaden und einem Tausendfüßler. Große Exem-plare wurden so dick wie ein Daumen und erreichten eine Länge von mehre-ren Metern. Die kleinen dagegen wa-ren so dünn wie ein Zwirnfaden und nicht länger als eine menschliche Hand. Sie paßten in jede Ritze und in jede Spalte und waren dort kaum zu entdecken. Im allgemeinen waren sie harmlos, aber wenn sie sich gestört fühlten, verwandelten sie sich in bissi-ge kleine Monstren, und die kleinen standen ihren großen Artgenossen an Giftigkeit in nichts nach.

Der Biß eines Bharigs löste schmerzhafte Krämpfe aus, die sich mitunter noch monatelang in allmäh-lich immer länger werdenden AbstäuT den wiederholten, ohne dabei an Hef-tigkeit zu verlieren. Die Kinder hatten also allen Grund, sich zu fürchten.

»Wenn es ein Bjariig gewesen wäre«,

sagte Vilm schließlich, »dann hätte er uns schon längst gebissen - es sei denn, er hat sowieso keine Lust dazu. Außerdem riecht es hier nicht nach Bharig. Geh endlich weiter, Karam!«

Karam zögerte noch immer.

»Ja!« wisperte Griet, der kleinste in der Runde. »Geh, Karam! Ich will es endlich sehen!«

»Du kannst ja vorgehen!« knurrte Karam giftig, aber das nutzte ihr nichts.

Hätte sie nicht das Theater wegen des angeblichen Bharigs veranstaltet, so hätte Griet sich vielleicht wirklich an den anderen vorbeigequetscht. So aber wollte keiner von ihnen mit den Wänden ift noch engere Berührung kommen, als es ohnehin schon der Fall war.

Karam biß die Zähne zusammen, ignorierte das Knirschen unter ihren Füßen und ging vorsichtig weiter. Der Gang mündete in einen breiten, halbzerfallenen Korridor, in den durch seitliche Maueröffnungen dicht unter der Decke eiri wenig Licht her-eindrang. Draußen war es jetzt später Vormittag, in Lokvorth-Therm eine gute Zeit für geheime Unternehmun-gen, da die Bewohner dieser Stadt es wegen der Hitze vernünftigerweise vorzogen, nachts aktiv zu sein und den Tag zu verschlafen.

»Wie weit ist es noch?« fragte Griet flüsternd.

Rack drehte sich hastig um, legte den Finger über die Lippen und deu-tete mit der anderen Hand zu einer

dunklen öffnung dicht unter der Dek-ke hinauf.

Die anderen blickten skeptisch irein, aber Rack zeigte ihnen, wie man auf einigen Mauervorsprüngen nach oben steigen konnte, um einen Blick in den dahinterliegenden Raum zu werfen.

Sie kletterten einer nach dem arxde-ren hinauf und kehrten enttäuscht auf den Boden zurück.

»Man kann überhaupt nichts se-hen«, faßte Griet die Eindrücke aller zusammen. »Und außerdem hätten wir uns die ganze Vorsicht sparen können. Es ist ja sowieso keiner da, der uns hören kann.«

»Ruhe!« zischte Rack und vollführte heftige Gesten.

Da er in allem, was den Tempel an-ging, als Experte galt, schwiegen die anderen, aber sehr überzeugt wirkten sie nicht.

Rack ging auf Zehenspitzen an ih-nen vorbei und kroch durch eine enge Öffnung. Die anderen folgten ihm. Er häntierte in der Finsternis herum, bis er den Riegel fand.

Ein quietschendes Geräusch ließ ihn zusammenzucken. Im Gegensatz zu den anderen hatte er gehörigen Re-spekt vor den Besitzern des Tempels. Das war auch nicht weiter verwunderlich, denn Rack hatte bereits Bekannt-schaft mit ihnen gemacht. Damals hat-ten sie ihm ganz gehörig das Fell ge-gerbt.

Er krabbelte durch die Luke, richte-te sich langsam auf und lauschte ange-strengt. Als er beim besten Willen kein verdächtiges Geräusch feststellen konnte, bückte er sich zu der Luke hinab.

»Kömmmt!« wisperte er aufgeregt.

Es war fast völlig finster in dem Tempel. Minutenlang standen sie re-gungslos in der Dunkelheit und lauschten, aber sie hörten nichts außer dem Schlagen ihrer eigenen Herzen und dem Rauschen des Blutes in ihren Ohren.

»Das ist doch alles Quatsch!« sagte Griet schließlich. »Die schlafen jetzt alle. Wir haben noch den ganzen Tag hindurch Zeit, bis sie wieder zum Vor-schein kommen. Und außerdem gibt es keine Geister.« Aber er sagte es sehr leise.

Rack riß sich zusammen und be-sann sich darauf, daß er der Anführer war und es auch bleiben wollte. Schließlich war er es gewesen, der den Kult ausgekundschaftet und diesen Weg in den Tempel entdeckt hatte. Wenn er sich jetzt das Heft aus der Hand nehmen ließ, würden die ande-ren ihm bald auf der Nase herum-tanzen.

Er zündete die Fackel an. Diesmal

Bild 1

hatte er auf Anhieb Erfolg. Die Flam-me loderte auf.

Karam, Griet und Vilm erstarrten in jähem Schrecken, als sie die Figur sa-hen. Rack musterte sie mit grimmiger Zufriedenheit. So und nicht anders hatte er sich das vorgestellt.

»Das ist das Ding, das sie anbeten«, sagte er und berührte die Figur, um zu zeigen, daß er im Gegensatz zu den anderen keine Angst davor hatte, dies zu tun.

Und dann hörten sie plötzlich das Knarren einer Tür. Jemand hustete. Schritte näherten sich.

Rack ließ die Fackel fallen und rannte, und die anderen folgten ihm, als sei der Teufel hinter ihnen her. Die Bharigs und die geheimen Gänge, die Tatsache, daß dies ein abenteuerlicher Vorstoß in verbotene Gefilde sein soll-te - all dies war plötzlich vergessen.

Sie rannten hinaus und die Treppe hinunter, und die Hitze des Tages schlug ihnen entgegen, daß es sich fast anfühlte, als wären sie in eine Wand aus heißer Watte hineingerannt, aber auch das war ihnen egal, denn auf gar keinen Fall wollten sie erwischen und verprügelt werden.

Wobei das noch nicht das Ärgste war, das ihnen widerfahren konnte. Es waren merkwürdige und sehr beunru-higende Gerüchte über den Kult im Umlauf.

Und dann bremste Rack mitten im Lauf, so plötzlich, daß Karam gegen ihn prallte.

»Bist du denn ...«, begann sie wü-tend, verstummte aber plötzlich.

Die anderen kamen neben ihnen beiden auf einer der untersten Stufen zum Stehen.

*

Sekundenlang standen sie da, als wären sie plötzlich versteinert, und starrten auf das, was am Ende der Treppe lag. Keiner von ihnen sagte etwas.

»Wir haben es nicht gesehen!« flü-sterte Rack schließlich. »Los, lauft weg! Sie dürfen uns hier nicht

finden!«

Sie stoben davon, und keiner der vier wagte es, sich auch nur ein-mal umzusehen.

Jepht sah die Kinder davonlaufen und runzelte die Stirn, aber er verzich-tete darauf, die vier kleinen Gestalten zu verfolgen. Er hätte sie sowieso nicht erwischt, denn sie waren viel zu flink und fanden überall einen Durch-schlupf, während Jepht mit seinem lahmen Bein schon Schwierigkeiten hatte, die Treppe zu ersteigen. Und au-ßerdem machte es schließlich nichts aus.

Kinder waren eben neugierig. Es ließ sich nicht verhindern, daß sie überall herumschnüffelten. Schaden konnten sie dabei im Tempel nicht an-richten. Dort gab es nichts, was ir-gendeinen Wert besessen hätte, wenn man einmal von der Statue absah.

Die Statue aber war zu schwer, als daß irgend jemand sie so einfach hätte stehlen können. Es reichte, wenn man sie bewachte, und genau das tat Jepht, auch wenn er ab und zu einmal schlaf-en mußte. Er war schließlich auch nur ein Mensch. Aber er entfernte sich selbst zum Schlafen nur wenige Meter von der kostbaren Standbild und schlief in einer Kammer neben dem

Tempel. Den heiligen Besen behielt er selbst im Schlaf bei sich.

Er humpelte durch den kurzen Kor-ridor und betrat den Tempel.

Die Kinder waren tatsächlich hier gewesen. Sie hatten ihre Fackel liegen gelassen und waren Hals über Kopf davongerannt. Irgend etwas mußte sie erschreckt haben.

Jepht konnte sich sehr gut vorstel-len, was das gewesen war. Er nickte der Statue des Geistes zu.

»Ab und zu bist du doch zu etwas nütze«, stellte er fest.

Er steckte die Fackel in einen Riß i ri der Mauer und machte sich daran, den Tempel zu säubern und für die Zere-monie vorzubereiten.

In ungefähr einer Stunde würden die anderen kommen. Heute war eih ganz besonderer Tag, denn ein Neuer sollte in den Kult aufgenommen wer-den. Das bedeutete, daß Jepht die Ge-schichte dieser Gemeinschaft erzäh-len würde- oder doch jedenfalls einen Teil davon. Alles brauchten die Neu-linge nicht zu wissen. Es war manch-mal ganz gut und richtig, daß mit der Zeit die Erinnerung an dieses oder je-nes Ereignis verblaßte und schließlich ganz erlosch.

Jepht beendete seine Arbeit, setzte sich auf eines der Polster an der Wand, betrachtete die Statue und ruhte sich aus. Seine Gedanken wandten sich der Vergangenheit zu, wie so oft in der letzten Zeit.

2.

Hier, genau an dieser Stelle, war es einst geschehen, und obwohl es schon über hundert Jahre her war, erinner-ten sie sich noch immer ganz genau daran - jene, die es direkt oder indi-rekt miterlebt hatten.

Beneidenswert waren sie, vom Schicksal auserwählt, diese drei, die es gesehen hatten: Masquam, Dreight und Hermyth.

In einer wilden, stürmischen Nacht war es geschehen. Da waren sie von einem Unwetter überrascht worden und hatten hier, in diesem Gebäude, Zuflucht gesucht. Während sie so bei-einander hockten, ein paar Flaschen zwischen sich, war es plötzlich merk-würdig hell geworden.

Als die drei Lokvorther sich nach der Quelle dieser Helligkeit umsahen, entdeckten sie zu ihrem Erstaunen ei-ne Öffnung in der Wand, wo es vorher ganz sicher keine Öffnung gegeben hatte, und hinter dieser Öffnung war ein zartblaues Leuchten gewesen, in dem sich Schatten zu bewegen schienen.

Starr vor Staunen hatten sie dage-sessen, unfähig, auch nur die Hand zu heben, während es in dem blauen Leuchten waberte und zuckte und seltsame Geräusche ertönten.

Und dann war mitten aus dem Licht heraus eine Gestalt erschienen, ein Geist - es konnte einfach nichts ande-res als ein Geist sein.

Es war eine eigenartige Gestalt ge-wesen, wie man es von einem Geist schließlich auch verlangen durfte - von einem anständigen Geist wird wohl niemand, der seine fünf Sinne beisammen hat, erwarten, daß er in ei-ner ganz normalen Aufmachung durch die Gegend schweben soll.

Und genau das hatte dieser Geist ge-tan: Er war geschwebt.

Nun gab es natürlich Erinnerungen an eine Zeit, in der es jeder Lokvor-ther zumindest in dieser Hinsicht mit jedem x-beliebigen Geist hätte auf-nehmen können, und hier und da fand man noch immer Geräte, mit deren Hilfe man geistergleich zu schweben vermochte.

Aber erstens war dieses Wesen kein Lokvorther, und zweitens schworen Masquam, Dreight und Hermyth bei allem, was ihnen heilig war, daß es mit *ihrem* Geist auf jeden Fall eine ganz besondere Bewandtnis haben mußte.

Denn diese Gestalt war nicht ein-fach nur durch die Luft geschwebt, sondern sie hatte auch eine massive Mauer durchdrungen, ohne daß man ihr dabei auch nur die geringste Mühe hätte anmerken können. Und

dann war dieses erstaunliche Wesen an den drei zu Salzsäulen erstarrten Lokvor-thern vorbeigeglitten und hatte sich davongemacht, mitten in den strö-menden Regen hinaus, der ihm aber offenbar nichts anhaben konnte.

Die unerwartete Begegnung der ge-spenstischen Art hatte die drei dazu bewogen, sich auf das einzige ihnen bekannte Heilmittel gegen seelische Erschütterungen zu besinnen, und so hatten sie den mitgebrachten Vorrä-ten - es werden wohl sechs bis sieben Flaschen gewesen seih - kräftig zuge-sprochen.

Danach waren sie aus naheliegen-den Gründen gar nicht mehr imstande gewesen, sich vom Ort des Gesche-hens zu entfernen. Sie waren einge-schlafen und erst viele Stunden später wieder zu sich gekommen - gerade

rechtzeitig genug, um die Rückkehr des Geistes zu beobachten. Sie vollzog sich genau wie seine Ankunft, nur in umgekehrter Reihenfolge. Im übrigen schien der Geist seinen Zuschauern keinerlei Bedeutung beizumessen, denn er beachtete die drei überhaupt nicht.

Nachdem Masquam, Dreight und Hermyth sich einigermaßen von ih-rem Schrecken und den Nachwirkungen des von ihnen angewandten All-heilmittels erholt hatten, unterzogen sie die fragliche Wand einer gründli-chen Untersuchung.

Die Wand erwies sich als das, was sie zu sein hatte: Eben als ganz norma-le Wand. Es gab keine verborgenen Mechanismen, keine geheimen Türen, keine verräterischen Ritzen und Spal-ten - einfach nichts. Und als Masquam und seine beiden Freunde nach eini-gem Suchen endlich einen Weg auf die andere Seite der Wand fanden, da gab es auch dort nichts, was die Erschei-nung des Geistes hätte erklären können.

Die Rückseite der Wand war genau-so normal wie die Vorderseite. Mehr noch: Auf der anderen Seite gab es an jener Stelle, an der die drei die seltsa-me Türöffnung gesehen hatten, nicht einmal einen Raum, der groß genug gewesen wäre, um die seltsame Ge-stalt aufzunehmen, die sich ihnen ge-zeigt hatte. Dort befand sich nämlich lediglich eine winzige Kammer, in der noch die Überreste eines kleinen Rei-nigungsroboters herumlagen.

Und ein Besen.

Masquam, Dreight und Hermyth be-schlossen, die Erscheinung in die Ka-tegorie der Wunder einzuordnen.

Nur war Lokvorth-Therm an und für sich nicht der richtige Ort für Wunder, und die Zahl derer, die auch nur ansatzweise bereit waren, sich mit sol-chen Dingen auseinanderzusetzen, hielt sich in engen Grenzen.

Die mei-sten Lokvorther waren hinreichend mit sich selbst beschäftigt und küm-mernten sich herzlich wenig um Dinge, die sie nichts angingen.

Dies focht die drei Helden jedoch nicht an. Sie hatten eine gar wunder-same Begegnung gehabt, und sie wa-ren fest entschlossen, etwas daraus zu machen und jedermann daran teilha-ben zu lassen - selbst wenn dies mög-licherweise mit Arbeit und allerlei an-deren unangenehmen Dingen verbun-den sein spllte. So gesehen hatte sich tatsächlich ein Wunder ereignet, denn bis dahin hatte nichts und niemand diese drei zu einer Anstrengung bewegen können, die über das Heben einer gutgefüllten Fla-sche hinausgegangen wäre.

Damit war es nun vorbei, und so be-gannen sie, über ihr Erlebnis zu reden und Ehrfurcht vor den Geistern zu predigen. Und damit die Lokvorther wenigstens annähernd begreifen lern-ten, wovon überhaupt die Rede war, beschlossen sie, ein Bild von ihrem Geist zu machen. Vor dem heiligen Besen allein hatten die Lokvorther nämlich reichlich wenig Respekt.

Leider war keiner der drei mit künstlerischen Fähigkeiten gesegnet. Ihre Versuche, die Gestalt des Geistes in Stein und andere unvergängliche Materialien zu bannen, endeten so kläglich, daß diejenigen, die das große Werk besichtigten, sich angesichts der kümmerlichen Ergebnisse scheckig lachten. Auch der Versuch, den Lok-vorthern durch leichte Schläge mit dem Stiel des heiligen Besens eine er-höhte plaubensbereitschaft einzu-bleuen, zeitigte nur mäßige Erfolge und war der heiligen Sache der drei eher abträglich.

Dies erboste Masquam, Dreight und Hermyth so sehr, daß sie ihren Kult mit Hilfe öffentlich zur Schau gestell-ter Wutanfälle noch lächerlicher machten, als er ohnehin schon war.

Schließlich begriffen sie, daß dies der falsche Weg war, und so setzten sie sich in ihr Heiligtum und überlegten.

Und dabei fiel ihnen ein Name ein.

Hephtem.

*

Hephthem lebte weit im Süden der Trümmerstadt und verbrachte seine Zeit damit, allerlei eigenartige Dinge herzustellen, wobei er vorzugsweise Hammer und Meißel benutzte.

Vor Jahren hatte er einmal von sich reden gemacht, indem er damit be-gann, eines der schon längst geräum-ten Gebäude im Zentrum der Stadt in eine gigantische Skulptur umzuwan-deln. Wochenlang hatte Hepthem an langen Stricken gehangen und an der Fassade des Hauses herumgehäm-mert. Dabei traf er irgendwann eine strategisch äußerst empfindliche Stel-le, und die gesamte Fassade fiel herab. Der Rest des Gebäudes folgte diesem Beispiel und krachte in sich zusam-men wie ein Kartenhaus.

Die Lokvorther waren darüber hocherfreut, denn ihnen lag plötzlich ein ganzer Berg erstklassigen Bauma-terials zu Füßen. Als sie Hepthem dar-aufhin jedoch zxim Meister der Stadt-erneuerung ernennen wollten und ihn bestürmten, er solle doch bitteschön noch weitere Gebäude auf so gekonn-te Art und Weise zum Einsturz brin-gen, verzog sich der Künstler beleidigt in einen Schmollwinkel.

Und dort saß er immer noch.

Masquam, Dreight und Hermyth suchten Hepthem auf und schilderten ihm ihre Schwierigkeiten. Hepthem betrachtete sie der Reihe nach und sagte schließlich:

»Gut, ich werde euch eine Statue von eurem Geist machen. Aber ihr müßt mich dafür bezahlen.« Damit waren die drei einverstanden.

»Ihr werdet Behälter für mich sam-meln«, verkündete Hepthem. »Sagen wir - ein halbes Jahr lang.«

»Was für Behälter?« fragten seine Auftraggeber verdutzt.

»Alles, worin sich Flüssigkeiten auf-bewahren lassen«, erklärte Hepthem. »Flaschen, Fässer, Kanister, Tonnen und so weiter. Fangt an!«

»Jetzt gleich?«

»Ja.«

»Zuerst werden wir dir erklären, wie die Statue aussehen soll!« sagten die drei und begannen auch sofort, den Geist, den sie gesehen hatten, des lan-gen und breiten in allen Einzelheiten zu beschreiben.

Hephthem lauschte geduldig - falls er lauschte. Allzu interessiert schien er nicht zu sein. Teilweise wirkte es fast so, als bilde er sich ein, bereits zu wis-sen, was die drei haben wollten, und das irritierte sie ein wenig.

»Es ist sehr wichtig, daß du auch wirklich alles so machst, wie wir es dir beschrieben haben!« sagte Masquam

daher eindringlich. »Es handelt sich schließlich nicht um irgendeine Phan-tasiefigur, sondern wir haben diesen Geist wirklich gesehen. Wenn wir ein halbes Jahr lang für dich schuften sol-len, wollen wir auch etwas dafür be-kommen!«

»Macht euch darüber nur keine Sor-gen!« empfahl Hepthem großspurig.

Sie wurden trotzdem den Verdacht nicht los, daß er seinen Auftrag nicht recht ernst nahm.

Er lag hingestreckt auf einem gera-dezu fürstlich ausgestatteten Lager, das die gesamte Rückseite des gut acht Meter breiten Raumes ausfüllte, in dem Hepthem hauste. Dieses Lager bestand aus einer langen Reihe gro-ßer, stabiler Kisten, deren Oberseite mit einer meterdicken Schicht von Matratzen, bunten Decken und Kissen belegt war. Aus den Kisten ragten dünne Röhrchen in unterschiedlichen Farben, und manchmal gluckerte und zischte es unter Hephtems Lager, als sei dort irgendeine seltsame Maschine am Werk.

Hephthem ließ sich dadurch jedoch nicht stören, sondern nuckelte ganz gelassen mal an diesem, mal an jenem Röhrchen. Wenn seine drei Auftragge-ber sich danach erkundigten, ob er ih-nen auch wirklich die nötige Auf-merksamkeit widmete, wedelte er nur huldvoll mit der freien Hand und lä-chelte gönnerhaft. Schließlich gingen sie los und be-gannen damit, Hephtems Honorar zu-sammenzutragen.

Ein halbes Jahr lang durchstöberten sie die Stadt und suchten Flaschen und Fässer und Töpfe und alies, was sich sonst noch zur Aufnahme von

Flüssigkeiten eignete, während Heph-tem sich genüßlich auf seinem Lager herumlümmelte und immer fetter wurde.

»Wann willst du endlich mit der Ar-beit beginnen?« fragten sie ihn ab und zu.

»Ich arbeite bereits«, pflegte er dann herablassend zu antworten. »Eine Sta-tue entsteht zuerst hier drinnen, im Gehirn - falls einer von euch wissen sollte, was das ist.«

Sie schluckten es und sammelten weiter, aber morgens, bevor sie sich mit schmerzendem Rücken und zer-schundenen Händen zur Ruhe bega-ben, beklagten sie sich untereinander über den eigenwilligen Künstler.

>Du willst uns nur ausbeuten«, warf Masquam ihm eines Abends vor. »Aber ich warne dich: Wenn du deinen Teil der Abmachung nicht ein-hältst, wirst du den Schaden davon haben! Wir werden all die Flaschen und Kanister mit unserem heiligen Besen zerschlagen!«

»Nett von euch, mich rechtzeitig zu warnen!« erwiderte Hephem höh-nisch, und als sie am nächsten Abend wieder zu ihrer Arbeit antraten, war ihr kostbares Sammelgut spurlos ver-schwunden.

Sie waren drauf und dran, die ganze Sache aufzugeben, denn das halbe Jahr war bereits fast herum, und Hephem hatte mit der Arbeit noch nicht einmal angefangen.

Aber eines Abends lag Hephem ausnahmsweise einmal nicht auf sei-nem seltsam geräuschvollen Lager, sondern rumorte in einem der Höfe herum. Sehr gewaltig rumorte er dort. Da krachte und knallte, hämmerte

und kratzte es, daß es fünf Häuser-blöcke weit zu hören war, und eine riesige Staubwolke stieg zwei Stock-werke weit in die Höhe.

»Bleibt ja da draußen!« schrie es hinter der Tür. »Wagt es bloß nicht, euch hier drinnen blicken zu lassen!«

Als Masquam, Dreight und Hermyth trotzdem versuchten, einen Blick auf das im Werden begriffene Kunstwerk zu tun, warf Hephem mit Steinbrok-ken und Meißen nach ihnen und be-schimpfte sie auf so unanständige Weise, daß sie erschrocken davonsto-ben und es nicht wagten, noch einmal die Nase durchs Tor zu stecken.

»Da ist es«, verkündete Hephem einige Tage später. »Ich hoffe, daß es wenigstens so einigermaßen euren Vorstellungen entspricht*

Niemand antwortete ihm.

Sie standen in dem staubigen Innen-hof, von der Arbeit gebeugt, mit schwieligen Händen und zerlumpter Kleidung, verschwitzt und verdreckt, und starren sprachlos auf...

... ein Wunder.

Dort stand er.

IhrGeist.

»Das ist...«, begann Masquam ufid verstummte sofort wieder.

»Also, das ist...«, begann Dreight, kam aber auch nicht weiter, weil ihm vor Ehrfurcht die Stimme wegblieb.

»Phantastisch!« hauchte Hermyth schließlich, und damit war seiner Mei-nung nach alles gesagt. Jawohl, da stand er, und er war ab-solut perfekt. Seine Gestalt, seine Sin-nesorgane, seine Bekleidung - falls man es so nennen konnte -, selbst die Färbung seiner Haut, dieses seltsame Blau, das irgendwie feucht und schik

lernd wirkte, alles stimmte bis zum letzten Pünktchen. Sogar der metalle-ne Überzug, der Teile seines Körpers bedeckte, war vorhanden und glänzte gold- und silberfarben, indes die Son-ne höher stieg und erste Strahlen in den Hof hinunterschickte.

»Na?« fragte Hephem schließlich mit gespieltem Gleichmut.

»Er ist großartig!« erwiderte Mas-quam inbrünstig.

»Du bist ein Genie!« verkündete Dreight.

»Ist mir bekannt«, wehrte Hephem ab. »Aber macht nur ruhig weiter. So etwas kann ich mir stundenlang an-hören.«

»Wie du das hinbekommen hast!« schwärzte Hermyth. »Einfach toll. Als ob du ihn selbst gesehen hättest! Ehrlich gesagt - ich habe schon nicht mehr daran geglaubt, daß es ein so gu-tes Ende nehmen würde. Aber warum hast du uns so lange warten lassen?«

»Ihr hättet wohl kaum ein halbes Jahr lang dieses Zeug für mich gesam-melt, wenn ich gleich angefangen hät-te«, knurrte Hephem.

»Na ja«, meinte Masquam nach-denklich. »Ein bißchen ungerecht ist dieses Geschäft schon, nicht wahr? Du hast ein paar Tage gebraucht. Wir dagegen haben ein halbes Jahr lang geschuftet, und das zu dritt...«

»Besondere Leistungen müssen auch besonders hoch bezahlt wer-den«, behauptete Hephem arrogant.

»Flaschen sammeln kann>jeder, aber die Herstellung einer solchen Statue erfordert andere Fähigkeiten.

Ihr hät-tet das *nie* zustande gebracht, und wenn ihr hundert Jahre dafür gehabt hät-tet!«

Das sahen sie zwar ein, aber so ganz geheuer war ihnen das Geschäft nicht. Zu viel Mühe und Arbeit hatten sie aufwenden müssen, zu lange waren sie in staubigen Kellern herumgekro-chen, zu oft hatten sie um ihr Leben bangen müssen.

Dennoch gaben sie sich zufrieden und machten sich daran, die Statue in Sicherheit zu bringen. Es war sowieso zu spät, um jetzt noch zu schimpfen und Hephem mit Vorwürfen zu bom-bardieren. Er hatte

bekommen, was er hatte haben wollen, und Masquam, Dreight und Hermyth konnten end-lich ein wirklich authentisches Bild des Geistes vorweisen, den sie vereh-ren wollten.

Sie luden die Statue auf eine Karre und zogen sie im Triumphzug durch die ganze Stadt, vom Süden, wo Hephtem lebte, bis ganz weit hinauf in den Norden, wo sich das Heiligtum der drei befand. Und genau das hätten sie nicht tun sollen.

*

Zuerst fiel ihnen auf, daß erstaun-lich viele Menschen an den Straßen-rändern standen, um den Transport der Statue zu beobachten, und diese Leute legten ein höchst bemerkens-wertes Maß an Fröhlichkeit an den Tag. Sie riefen, lachten, pfiffen und johlten, als sei dies ein Volksfest. Re-gelrechte Menschenmassen kamen da zusammen.

Anfangs dachten Masquam, Dreight und Hermyth an die große, begeisterte Gemeinde, die sich nach einem sol-chen Erfolg um die Statue des Geistes versammeln würde. Aber als ihr Pu-blikum immer größer und fröhlicher wurde, je weiter sie kamen, wurde ih-nen die Sache allmählich doch ein we-nig unheimlich.

Sie hatten das unbestimmte Gefühl, daß man sie auslachte. Aber sie konn-ten sich beim besten Willen nicht vor-steHen, warum die Leute das tun sollten.

Sie waren heilfroh, als sie ihr Ziel endlich erreichten und die Statue über die brüchige Treppe in jenen Raum hinaufgewuchtet hatten, in dem ihnen der Geist erschienen war.

Aber in diesem Raum erwartete sie eine neue Überraschung, denn dort saß ein Mann, den sie nie zuvor gese-hen hatten.

»Habe ich euch also doch erwischt«, sagte dieser Mann und deutete auf die drei und die Last, an der sie schwer zu schleppen hatten. »Kehrt am besten gleich wieder um.«

Sie starnten ihn verwundert an.

»Warum?« fragte Dreight, und er sah nicht sehr geistreich dabei aus.

»Nun«, sagte der Mann in jenem be-müht geduldigen Tonfall, der deutlich zu verstehen gab, daß er draufund dran war, vor Wut an die Decke zu gehen. »Ihr werdet doch wohl nicht glauben, daß ich mir dieses kostbare Stück so einfach klauen lasse? Ich, bin Gomphu, und diese Figur gehört mir!«

Die drei setzten die Statue ab und blickten sich ratlos an.

»Wir verstehen dich nicht«, bemerk-te Masquam. »Wir haben nichts ge-stohlen. Hephtem hat diese Statue für uns angefertigt. Und allein nach unse-ren Angaben.«

»Hephtem?« Der Mann bekam ei-

nen Lachanfall. »Hephtem kann mit Müh und Not ein Standbild einer Fla-sche herstellen, wenn ihm einer dabei hilft, den Hammer zu schwingen.«

»Aber wir waren doch selbst dabei! Er hat dieses Ding hergestellt, mit sei-nen eigenen Händen!«

»Ach ja?« fragte Gomphu höhnisch. »Woraus denn?«

»Woher sollen wir das wissen?« knurrte Masquam, der sich immer un-behaglicher in seiner Haut fühlte.

»Aus Stein vielleicht?«

»Klop mal!« forderte der Fremde, und als Masquam ihn nur begriffsstut-zig anstarre, stand er auf und tat es selbst: Er klopfte gegen die Statue.

Es klang hohl und seltsam - auf kei-nen Fall so, wie eine steinerne Statue klingen durfte.

»Plastik«, erklärte Gomphu. »Ge-gossen und gepreßt. Niemand hat das mit seinen Händen gemacht. Es ist aus einer Maschine gekommen.« Er griff zu und hantierte an dem glänzenden Kopfputz der Statue herum, und plötzlich hielt er diesen Kopfputz in der Hand.

»Das ist nicht draufgemalt!« stellte Dreight fest und stotterte dabei vor Aufregung.

»Natürlich ist es das nicht«, sagte Gomphu. »Das hier ist ein Modell, und dieses Modell stellt einen Nakken dar.«

»Einen - was?« fragte Hermyth miß-trauisch.

»Erzählt mir bloß nicht, daß ihr noch nie etwas von den Nakken ge-hört habt!«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du da sprichst!« knurrte Dreight.

»Nakken«, sagte Gomphu gedehnt,

»sind Wesen, die wie Nacktschnecken aussehen und sich nur mit Hilfe künstlicher Sensoren in unserer Welt orientieren können. Darum tragen sie diese seltsamen Masken.«

»Dann haben wir also den Geist ei-nes Nakken gesehen!« stellte Mas-quam erschüttert fest. »Wie merkwür-dig! Wie kommt denn ein Nakk hier-her nach Lokvorth-Therm?«

»Die Nakken - wie die hierherkom-men? Nun, sie hausen im Humanidrom. Und von dem dürftet selbst ihr schon mal gehört haben!«

»Aber es war ein Geist!« protestierte Dreight.

»Das ist mir völlig egal«, behauptete Gomphu. »Und jetzt vorwärts! Ich will nicht ewig hier herumsitzen.«

»Aber wir brauchen die Figur!«

»Ich auch.«

»Wir brauchen sie dringender als du...«

»Wie willst du das beurteilen?«

».... und wir sind bereit, dafür zu be-zahlen.«

Gomphu stutzte.

»Hm«, sagte er, »darüber ließe sich selbstverständlich reden. Ihr habt für Hephtem gearbeitet, soviel ich weiß. Ihr wart sogar sehr fleißig. Wenn ich es mir recht überlege... Ja, ich glau-be, ihr könnet auch für mich ein oder zwei Dinge erledigen.«

Die drei schwiegen. Ihnen schwante allmählich der Verdacht, daß man sie gründlich hereingelegt hatte, und dies auf der ganzen Linie.

»Er brauchte Behälter, nicht wahr?« fuhr Gomphu freundlich fort. »Fla-schen, Kanister... Ich brauche auch Behälter. Kisten, Schachteln, Koffer, Klein-Container und so weiter.«

»Wozu?« fragte Masquam mißtrau-isch.

»Was geht dich das an?« fragte Gom-phu höhnisch. »Besorgt mir, was ich brauche, und ich überlasse euch diese Figur.«

»Wer weiß, ob sie dir überhaupt ge-hört!« bemerkte Dreight bitter.

»Oh, darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, konterte Gom-phu. »Ich habe das Gegenstück zu die-sem Ding da in meiner Wohnung. Es waren nämlich zwei. Sie standen in ei-nem Keller herum. Keine Ahnung, warum und wozu. Ich hatte sie neben meiner Tür stehen, auf jeder Seite ei-nen. Aber zur Not komme ich auch mit einem zurecht.«

Und dann fügte er nachdenklich hinzu, indem er auf die Figur deutete:

»Seid vorsichtig mit diesem Ding! Ich kann mir nicht helfen, aber manchmal habe ich das Gefühl, daß irgend etwas damit nicht in Ordnung ist.«

»Dann solltest du froh sein, es loszu-werden!« sagte Masquam spontan. »Warum gibst du uns nicht auch gleich noch die zweite Figur dazu und hast dann deine Ruhe?«

Gomphu lachte Tränen.

»Ich warte auf die erste Lieferung!« sagte er schließlich, immer noch ki-chernd, und entfernte sich endlich. Mit einer gehörigen Portion Wut im Bauch machten sie sich erneut an die Ausgrabung von Dingen, die sie gar nicht gebrauchen konnten. Irgend-wann stießen sie dabei auch wieder auf Hephtem. Er war noch fetter ge-worden und betrieb einen schwung-vollen Handel mit alkoholischen Ge-tränken.

»Du hast uns betrogen!« warfen sie ihm vor.

»Unsiim!« erwiderte Hephtem unge-rührt, während er an einem Röhrchen saugte, um die Qualität des Gebräus zu testen, das in einem Behälter in ei-ner der Kisten unter seinem Lager heranreifte. »Ich war eben schlauer als ihr. Und außerdem habt ihr doch schließlich eure Figur bekommen. Was wollt ihr noch?«

In ohnmächtigem Zorn drohten sie ihm eine Tracht Prügel mit dem heili-gen Besen an, aber er zeigte sich auch davon nicht sehr beeindruckt. So zo-gen sie schließlich mit sauren Mienen von dannen.

3.

Imrnerhin - die Statue und das Auf-sehen, das die drei erregt hatten, sorg-ten schließlich doch dafür, daß sie et-was mehr Zulauf bekamen, und für einige Zeit ging es mit ihrem Kult bergauf.

Das ärgerte verschiedene Leute, be-sonders solche, die nicht geneigt wa-ren, an übernatürliche Phänomene zu glauben. Diese Ungläubigen scheuten weder Arbeit noch Mühe, um den Kult ins Lächerliche zu ziehen.

So verstiegen sie sich beispielsweise zu der Behauptung, es handele sich bei den angeblichen »Geistern« um durch und durch körperliche Wesen, die hier in Lokvorth-Therm irgend-welchen undurchsichtigen Geschäft-en nachgingen. Einige Wochen lang herrschte daraufhin eine regelrechte Nakken-Manie. Angeblich wurden diese Wesen überall in der Stadt gese-hen. Gesicherte Beweise dafür gab es jedoch nicht. Zumindes keine, die die Anhänger des Kultes anerkannt hätten.

Dafür hieß es - auch dies ein Ge-rücht, das sich nicht beweisen ließ -, es seien Menschen verschwunden, und die Nakken hätten dabei auf ir-gendeine Art und Weise ihre Fühler im Spiel.

Aber da es keine Behörden irgend-welcher Artmehr gab und niemand es für nötig hielt, die Bewohner von Lok-vorth-Therm auch nur zu zählen, ge-schweige denn namentlich zu erfas-sen, konnte auch niemand stichhaltig nachweisen, daß wirklich jemand ab-handen gekommen war. Außerdem schienen solche Gerüchte stets nur junge Erwachsene zu betreffen, die ohnehin im Begriff waren, sich selb-ständig zu machen und es unter den in Lokvorth-Therm gegebenen Umstän-den sehr häufig vorzogen, sich zu diesem Zweck eine eigene Bleibe in an-deren, weit von ihrem bisherigen Wohnort entfernten Teil der Stadt zu suchen. Und wo wirklich jemand ver-schwunden war, dä ließ es sich auch auf andere Weise erklären. Die nächste Attacke der Ungläubi-gen war vergleichsweise simpel, dafür aber auffallend erfolgreich. Sie galt auf den ersten Blick nicht den Geister-anbetern selbst, sondern einzig und al-lein dem Objekt ihrer Verehrung.

Irgend jemand - wahrscheinlich ein Plutokrat mit einschlägiger Samm-lung - hatte sich mit den spärlichen Erkenntnissen über die Nakken im ailgemeinen und jene im Humanidrom im besonderen befaßt und war dem im Tempel aufgestellten Stand-

bild darüber hinaus mit naturwissen-schaftlich gestimmter Nüchternheit zu Leibe gerückt.

Das Ergebnis dieser Bemühungen bestand in einer zoologischen Zuord-nung des »Geistes«.

Natürlich war das reine Blasphemie - zumindest in den Augen derer, die den Geist so sehr verehrten. Und abgesehen davon war es reiner Unsinn.

Denn erstens konnte man so nicht mit einem Geist umspringen, und zweitens war es eine glatte Unver-schämtheit und eine krasse Mißach-tung aller wissenschaftlichen Prinzi-pien, eine extraterrestrische Lebens-form einfach mir nichts, dir nichts ei-ner terrestrischen Tiergruppe zuzu-ordnen.

Aber Mißachtung hin, Unver-schämtheit her - sie hatten es getan.

Nacktschnecken, sagten sie, und plötzlich waren die seltsamsten Wör-ter im Umlauf. *Bauchfüßer. Gastropoden.*

»Und diese schleimigen Biester«, behaupteten sie, »haben sich unser Humanidrom unter die Fühler gerissen und benutzen es, um sich dort zu erholen.«

Und es fand sich auch tatsächlich jemand, der dies angeblich mit eige-nen Augen gesehen hatte: Hunderte von Nakken, die dort oben herumsa-ßen und faulenzen und das ganze Hu-manidrom in etwas umgewandelt hat-ten, das kein normales Wesen verste-hen konnte: eine Welt, in der sich Nak-ken - und nur Nakken - so richtig wohl fühlen konnten. Ohne diesen Augenzeugenbericht wäre es vielleicht wieder nur so ein Gerücht geworden, das niemand ernst nahm und das irgendwann in Verges-senheit geriet. Aber mit diesem Be-richt wurde es in den Augen der Lok-vorther zu einer Tatsache, der nur aus-gemachte Dummköpfe und unverbes-serliche Ignoranten sich verschließen konnten.

Wobei mit den Dummköpfen und Ignoranten natürlich die Leute um Masquam, Dreight und Hermyth ge-meint waren.

Jepht dachte nicht gerne an diese Zeit zurück, aber zugleich war er auch ein bißchen stolz auf sich selbst und auf seine Standhaftigkeit, mit der er damals dem Kult die Treue gehalten hatte. Auf diese Weise war er in der Hierarchie ein gutes Stück nach oben geklettert und rangierte einige Jahre lang unmittelbar hinter den drei Be-gründern dieser Gemeinschaft. Was allerdings in den Augen eines Außen-stehenden nicht viel zu bedeuten hat-te, denn damals bestand die ganze Ge-meinde nur aus elf Lokvorthern, von denen drei nicht zählten.

Im Lauf der Zeit war es besser ge-worden. Die Sache mit den »Nackt-schnecken« verlor schließlich auch einmal ihren Reiz - wie jeder Witz, der allzu oft erzählt wird -, und die Lok-vorther wurden es müde, über die Gei-steranbeter zu lachen, zumal diese plötzlich die Politik wechselten und nicht länger von Geistem sprachen. Wenigstens nicht offiziell. Selbst die verbohrtesten Fanatiker konnten mittlerweile nicht mehr leug-nen, daß es Nakken gab. Natürlich be-harrten Masquam, Dreight und Her-myth darauf, daß sie wirklich einen

echten Geist gesehen hatten, aber das war eben der Geist eines Nakken ge-wesen, und da dieser Geist nur von einem *lebenden* Nakken stammeh konnte, mußte die neugeschaffene Re-ligion sich einige kleine, zeitgemäße Reformen gefallen lassen.

Sie nannten sich von da an »GP-Freunde« und erklärten, daß »GP« die Abkürzung von »Gastropoden« dar-stellte. Was die Lokvorther vorüberge-hend wiederum erheiterte, weil es dar-auf hindeutete, daß Masquam und Ge-nossen nicht einmal wußten, wie man das Wort »Gastropoden« zu schreiben hatte.

Die GP-Freunde hielten sich unter-dessen bescheiden zurück und zim-merten emsig an einer Neufassung ih-rer Glaubenssätze. Das hielt sie über eine ziemlich lange Zeit hinweg in Atem, und das Ergebnis ihrer Bemü-hungen blieb trotz aller Anstrengun-gen kläglich und unlogisch.

So sahen es jedenfalls ihre Gegner und übersahen dabei, daß Glauben und Logik schon seit alters her zwei ganz verschiedene Dinge waren.

Zur Zeit lief der Standpunkt der GP-Freunde auf folgende Theorie hinaus:

Ganz gleich, wie wohl sich die Nak-ken nach Meinung anderer im Huma-nidrom auch fühlen mochten, es war doch eine Umgebung, der sie ab und zu entfliehen mußten - vor oder auch erst nach ihrem Dahinscheiden. In je-dem Fall brauchten sie Lokvorth. Die Aufgabe der GP-Freunde war es, den Nakken das Gefühl zu vermitteln, daß sie sich auf Lokvorth wohl fühlen konnten und daß sie dort willkommen waren. Die GP-Freunde entiedigten

sich dieser selbstgestellten Aufgabe, indem sie sich regelmäßig in ihrem »Tempel« einfanden und sich dort ehrfürchtigen und freundlichen Ge-fühlen widmeten.

Sie taten dies in der festen Überzeu-gung, daß die Statue, die sie noch im-mer besaßen, irgendwie imstande war, diese Gefühle an die im Humanidrom weilenden Nakken zu übermitteln. Als Gegenleistung erwarteten sie, daß die Nakken ein gutes Wort für ihre Vereh-rer einlegten, wenn diese einst selbst ins Reich der Geister eingingen.

Die GP-Freunde glaubten nämlich unerschütterlich daran, daß die Nak-ken über gute Verbindungen zu die-sem Reich der Geister verfügten.

Die Tatsache, daß es in Lokvorth-Therm trotz all dieser Bemühungen noch immer nicht gerade vor Nakken wimmelte, erklärten sich die GP-Freunde ganz einfach damit, daß die Nakken zu viele andere, negative »Botschaften« aus Lokvorth-Therm empfingen. Ursache dieser Botschaf-ten war nach ihrer Überzeugung die feindliche Einstellung der meisten Lokvorther gegenüber allem, was mit dem Humanidrom zusammenhing, und gegenüber den »Nacktschnek-ken« und »Gastropoden«, denen solch schmähliche Bezeichnungen natür-lich nicht ganz gleichgültig sein konnten.

So meinten jedenfalls die GP-Freunde.

Übermittelt wurden diese negativen Impulse natürlich durch die zweite Statue, die sich irgendwo in der Stadt befmden mußte. Die Ziele der GP-Freunde lauteten dementsprechend, daß sie für mehr Verständnis und

Wohlwollen gegenüber den Nakken werben wollten - und daß sie versu-chen mußten, die verflixt Figur an sich zu bringen, die all die üblen Mei-nungen und Gefühle nach »oben« übermittelte.

Mittlerweile waren es fast vierzig Leute, die sich mit diesen Dingen be-faßten, und je geheimer die GP-Freun-de alles hielten, was mit ihrem Tempel und ihrem Glauben zusammenhing, desto größer wurde der Zulauf an In-teressenten.

Sogar Kinder kamen nun schon, wenn auch nur heimlich und aus pu-rer Neugier.

»Es geht aufwärts!« sagte Jephth zu sich selbst.

Er stand auf, ergriff den heiligen Be-sen, humpelte zur Treppe und blickte hinaus.

Ja, da kamen sie schon: Zehn Mann hoch, und zwischen ihnen der Neue, bis zur Unkenntlichkeit verummt und mit verbundenen Augen, wie es sich für ein noch nicht voll informier-tes Mitglied dieser geheimen Gemein-schaft gehörte.

Jephth räusperte sich, um sicher zu sein, daß ihm nicht im unpassendsten Augenblick die Stimme versagen wür-de. Dann hob er die Arme und schick-te sich an, eine wohlgesetzte Begrü-ßungsrede vom Stapel zu lassen.

Da sah er plötzlich das Ding, das am Ende der Treppe lag.

Zuerst dachte er, es sei irgend etwas, das die Kinder zurückgelassen hatten - ein Bündel Lumpen oder derglei-chen. Aber dann gesellte sich ein zwei-ter Eindruck hinzu, und der hatte nichts mit Lumpen zu tun, sondern mit dem Tod.

»Halt!« schrie Jephth, außer sich vor Entsetzen.

Die anderen schickten sich gerade an, das Gebäude zu betreten. Sie blie-ben erschrocken stehen. Der Neuling, schwitzend und keuchend unter sei-nem zeltartigen Überwurf, murmelte etwas von »... keine Luft« und »... am Erstickten«, aber Jephth beach-tete ihn überhaupt nicht.

»Keinen Schritt weiter!« donnerte er seinen Besuchern entgegen. »Diesen Neuling ... bringt ihn weg!« Es war offensichtlich, daß auch die neun Eingeweihten noch nicht begrif-fen hatten, worum es ging. Das war auch ganz verständlich, denn sie stan-den noch an der Türöffnung. Sie wa-ren geblendet vom grellen Sonnen-licht und konnten nicht erkennen, was in der relativen Dunkelheit der Halle lag.

»Gellm und Warth!« sagte Jephth in einem etwas ruhigeren Tonfall, indem er sich gewaltsam zusammenriß. »Ihr seid mir für den Neuen verantwort-lich. Bringt ihn nach nebenan und bleibt bei ihm. Die anderen bleiben hier.«

Gellm und Warth waren über diesen Auftrag nicht eben begeistert, aber sie gehorchten. Sie waren selbst

noch nicht lange dabei und kannten erst ei-nen Teil der geheimen Zeremonien. Sie wußten aber andererseits sehr wohl darüber Bescheid, daß Jephth auf jedes Anzeichen von Ungehorsam allergisch reagierte und den heiligen Be-sen sehr geschickt zu handhaben wuß-te. So zogen sie es klugerweise vor, auf Fragen und Proteste zu verzichten. Sie packten den Neuling bei den Schul-tern und führten ihn davon. Jephth wartete, bis sie außer Hörweite waren.

»Kommt her!« sagte er zu den an-deren.

Sie näherten sich verwirrt und ver-unsichert, aber als sie im Innern der Halle waren und ihre Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, sa-hen sie es ebenfalls und blieben er-schrocken stehen.

»Was ist das?« fragte einer von ih-nen zögernd.

»Erkennst du es nicht?« fragte Jephth.

Niemand antwortete ihm. Sie stan-den stumm da und starrten es an, die-ses ... *Ding*.

»Es ist ein Nakk«, sagte Jephth schließlich. »Und dieser Nakk ist tot.«

*

Natürlich besaß keiner von ihnen ir-gendwelche exomedizinischen Kennt-nisse, und so hätten sie unter norma-ten Umständen keine Chance gehabt, auch nur die einfachste und allge-meinste Aussage über den Gesund-heitzustand irgendeines Nakken zu machen. Aber derartige Fähigkeiten waren in diesem Fall auch gar nicht erforderlich. Es reichte nämlich voll und ganz, sich auf seine Nase zu ver-lassen. Niemand konnte sagen, wann und warum der Nakk gestorben war, aber nach dem Geruch zu urteilen, mußte es ihn schon vor geraumer Zeit er-wischt haben. Allzu lange konnte es indessen auch wieder nicht her sein, denn in der ungeheuren Hitze schritt der Verwesungsvorgang sehr schnell voran, und schon nach zwei Tagen

hätte niemand mehr auf Anhieb einen Nakk in dieser Gestalt erkannt.

Er sah ohnehin seltsam genug aus.

Aber sie hatten jetzt weder Zeit noch Lust, irgendwelche Studien zu tfetreiben.

Es gab keine Behörde, der sie den Fund dieses merkwürdigen Leich-nams hätten melden können, keine Polizei, die solchen Fällen nachging, und schon gar keine Gerichte, vor de-nen sich der Schuldige hätte verant-worten müssen - falls es einen Schul-digen gab. Aber selbst wenn diese Ein-richtungen noch in Lokvorth-Therm existiert hätten, wären die GP-Freun-de wohl kaum bereit gewesen, sich ih-rer zu bedienen.

Dieser tote Nakk paßte ihnen abso-lut nicht ins Konzept, und wenn sie irgendeine Möglichkeit gehabt hätten, dieses verflixte Ding irgendwie hin-wegzuzaubern, dann hätten sie sie auf der Stelle wahrgenommen.

Geister sterben nicht und hinterlas-sen auch keine Leiche. Das war der eine Punkt. Der andere: Dieser Nakk hatte sich in den Augen der GP-Freun-de den denkbar ungünstigsten Platz zum Sterben ausgesucht.

»Das waren die anderen«, sagte Mas-quam denn auch prompt - er war der letzte Überlebende jener Dreiergrup-pe, die den Kult einst gegründet hatte.

»Welche anderen?« fragte jemand verwundert.

»Unsere Gegner!« erwiderte Mas-quam heftig. »Sie haben ihn umge-bracht und hierhergelegt.«

»Aber warum sollten sie so etwas tun?«

»Um uns als Mörder hinzustellen.

26

PERRYRHODAN

Um die Nakken gegen uns aufzu-bringen.«

Jephth hörte dem Wortwechsel zu, sagte aber selbst kein Wort. Er hielt nicht viel von Masquam und verdäch-tigte ihn mehr oder weniger offen, an Altersschwachsinn zu leiden.

»Wir müssen ihn weg schaffen!« sag-te einer der Neuen aufgeregt. »Wir werfen ihn in irgendeine der Ruinen. Und wir sollten das schnell machen -jetzt, solange die anderen noch schlafen!«

Der Mehrzahl der Gläubigen schien das einzuleuchten. Zwei zogen sogar ihre Umhänge aus, um den toten Nak-ken darin zu transportieren. ,

Da beschloß Jephth, daß es nunmehr an der Zeit sei, sein Schweigen zu bre-chen.

»Der Nakk bleibt hier!« sagte er.

Es wurde totenstill. Alle starrten ihn an.

»Das mußt du uns erklären«, sagte Masquam schließlich, und er klang einigermaßen ratlos.

»Es ist ein Nakk«, sagte Jephth ruhig. »Ein tpter Nakk.«

Die anderen murmelten ungeduldig vor sich hin.

»Nein, wartet«, fuhr Jephth mit erhobener Stimme fort. »Ich weiß schon, warum ich das wiederhole!« Er musterte sie von oben herab, was ihm um so leichter fiel, als er noch immer auf der Treppe stand, die anderthalb aber unten in der Halle. Geduldig wartete er, bis sie endlich still wurden.

»Wir wissen nicht, was ihn getötet hat«, sagte er dann. »Aber was es auch war - dieser Zwischenfall wird seinen Artgenossen nicht gefallen. Sie werden ihn vermissen, und sie werden nach ihm suchen. Wir werden eine Andacht halten und uns nach Kräften bemühen, ihnen das wenige, das wir wissen, mitzuteilen. Ich bin sicher, daß sie dann kommen werden, um nachzu-sehen.«

»Nakken?« fragte Masquam beinahe ungläubig.

»Ja«, erwiederte Jephth. »Leibhaftige, lebendige Nakken. Zu uns werden sie kommen. Wir werden sie freundlich empfangen und ihnen helfen, so gut wir können.«

»Aber wenn sie uns nun für den Tod ihres Artgenossen verantwortlich machen?« fragte Masquam skeptisch.

»Warum sollten sie das tun? Uns trifft keine Schuld. Wir dürfen nur nicht in den Fehler verfallen, uns so aufzuführen, als wäre das doch der Fall. Wenn wir ihn wegschaffen und verstecken, dann werden sie uns für schuldig halten!« Das leuchtete ihnen ein. Und so gingen sie los und suchten Steine und Plastikplanen zusammen, um den Leichnam damit zu bedecken, während andere von einer Behausung zur anderen eilten und die noch schlafenden übrigen Mitglieder des Kultes aus den Betten trommelten.

Die Sonne stand im Zenit, und die Hitze war schier unerträglich, als sich endlich alle rund fünfzig Mitglieder der GP-Freunde zusammensetzten und jenen monotonen Singsang anstimmten, von dem sie glaubten, daß er den Nakken gefallen könnte und daß er außerdem dazu geeignet sei, ihre Gedanken bis in das Humanidrom hinaufzutragen.

Den ganzen Nachmittag hindurch sangen sie. Ihre Stimmen wurden hei-

Der Tod eines Nakken

ser, die Beine schließen ihnen ein, und der Schweiß lief in hellen Tropfen über ihre Gesichter. Erst als die Sonne sank, gaben sie es auf - zumindest für diesen Tag.

Niemand war gekommen.

Aber als sie den Tempel verließen, hörten sie plötzlich Geräusche aus der Halle. Sie stürmten zur Treppe - und da sahen sie ihn.

Sie hatten schon von ihm gehört, und Jephth hatte sogar einmal mit ihm gesprochen. Er nannte sich Balaam und interessierte sich für die Nakken und das Humanidrom. Manche Lok-vorther hielten ihn für ein geradezu teuflisches Geschöpf, dem man nicht über den Weg trauen durfte, aber Jephth hatte ihn als ein höfliches und rücksichtsvolles Wesen in Erinnerung.

Davon war im Augenblick allerdings nichts zu merken. -

Balaam hatte die Steine und die Plastikplanen entfernt, und er hatte dies durchaus nicht auf so ruhige und feierliche Art und Weise getan, wie es sich beim Umgang mit dem Leichnam eines intelligenten Wesens gehörte, sondern er hatte das ganze Zeug einfach beiseite geschleudert.

Und jetzt stand er da, über den toten Nakken gebeugt, und es war nicht der leiseste Funken von rücksichtsvoller Ehrfurcht in seiner Haltung und in seinen Bewegungen zu erkennen. Im Gegenteil: Er fingerte an der Leiche herum und zog an etwas - ziemlich kräftig. Dabei murmelte er auch noch allenthalben vor sich hin, und obwohl die GP-Freunde kein Wort verstehen konnten, verriet ihnen schon allein der Tonfall, daß es sich um Flüche handelte.

»Halt!« donnerte Jephth ihm mit aller Stimmengewalt entgegen, die er sich im Laufe seines langen Lebens als Vorsänger der Gemeinde der GP-Freunde erworben hatte. »Was tust du da?«

Balaam richtete sich blitzschnell auf. Ein verirrter Sonnenstrahl fiel auf sein feuerrotes Haar und den geflochtenen Bart. Die rechte Hand zuckte nach oben, wie zur Abwehr, und zwischen den Fingern glänzte es metallisch.

Dann wandte Balaam sich plötzlich ab und lief davon - mit seltsamen, seitwärts gerichteten Schritten, scheinbar unbeholfen, aber dennoch viel zu schnell, als daß einer der anderen ihm hätte folgen können. Wozu allerdings auch keiner von ihnen Lust hatte, denn Jephth hatte ihnen seinerzeit erzählt, daß Balaam allem Anschein nach über höchst ungewöhnliche körperliche Kräfte verfügte.

Stumm standen sie am oberen Ende der Treppe. Der vereinzelte Sonnenstrahl beleuchtete jetzt die sterbliche Hülle des Nakken. Unzählige Staubkörnchen tanzten glühend und glänzend wie winzige Sterne über der fremdartigen Leiche. Es sah aus, als hätte die Sonne selbst Millionen von winzigkleinen Botschaftern ausgesandt, um dem toten Nakken auf diese Weise die letzte Ehre zu erweisen.

Der Sonnenstrahl erlosch. Die Halle erschien ihnen dunkler als je zuvor.

Schließlich stiegen sie schweigend hinab und deckten den Körper wieder zu. Zwei der jüngeren Mitglieder der Gemeinde setzten sich auf die unterste Treppenstufe und hielten die Totenwache.

4.

Shingo Leddigg kauerte sich hinter einen niedrigen Mauerrest, wischte sich den Schweiß von der Stirn und fragte sich, wie es denen da vorne ge-hen mochte. Selbst ihm war es zu heiß, und das wollte etwas heißen. Aber trotzdem dachte er nicht im Traum daran, seinen Beobachtungs-posten aufzugeben. Vor ihm lag eine lange, schnurgerade Straße, die bis dicht an das Zentrum von Lokvorth-Therm heranführte. Zur Zeit glich diese Straße jedoch eher einem von seltsamen Bergen gesäumten Tal, denn die Gebäude links und rechts hatten sich bereits weitgehend zu Schutt und Geröll aufgelöst. Die Schutthalde reichten oft schon bis zur Straßenmitte. Stellenweise türmte sich das Geröll zu meterhohen Barrikaden auf.

Dieser Teil der Stadt war unbewohnt, denn hier gab es kaum noch intakte Mauerreste, an die man eine noch so bescheidene Hütte hätte lehnen können. Selbst den meisten Ver-tretern der lokvorthischen Flora war es hier zu trocken und zu heiß.

Shingo Leddigg hielt die Ellbogen auf den Mauerrest gestützt und spähte durch ein Fernglas. Die Optik zeigte ihm drei Menschen, die weit entfernt in der vor Hitze flimmernden Ebene am Ende der Straße standen. Die drei hatten eben erst dort angehalten, wahrscheinlich, um zu verschnaufen.

Sie hatten bereits einen längeren Marsch hinter sich.

Shingo fragte sich verwundert, warum sie zu Fuß gingen. Sie hätten das schließlich nicht nötig gehabt. Aber wahrscheinlich hatte es etwas mit dem Fremden zu tun.

Zwei der drei Männer kannte er - es waren Loydel Shvartz und Sato Am-bush. Nummer drei in dieser Runde nannte sich Balaam, und viel mehr wußte Shingo Leddigg bisher noch nicht über ihn. Aber er konnte sehen, daß Balaam ein vierschrötiger Kerl war, mit rotem Bart und rotem Haar -ein Springer, wie es schien. Wenn Balaam sich bewegte, dann tat er es seit-wärts, wie ein Krebs, und das weckte ein gewisses Echo in Shingos Gedächtnis. Aber im Moment wußte er noch nicht so recht, was er damit anfangen sollte.

Balaam solte jemand sein, der sich besonders intensiv für das Humanidrom interessierte und wohl auch spezielle Kenntnisse über diese Raumsta-tion besaß. Nachgeprüft hatte das bis jetzt noch niemand.

Balaam hatte sich allen Fragen ganz einfach dadurch entzogen, daß er sich gewissermaßen unsichtbar machte und sich allen Nachstellungen von seiten der Galaktiker entzog.

Schließlich war er dann aber wohl doch des Versteckspielens müde geworden. Er hatte das Treffen vereinbart.

Sato Ambush war dieser Einladung gefolgt, offiziell nur von Loydel Shvartz und zwei Kampfrobotern begleitet. Und Loydel Shvartz hatte sei-nen Leuten auch mit allem Nachdruck eingeschärft, daß niemand ihm und dem Pararealisten folgen sollte.

Balaam schien ein sehr empfindliches Wesen zu sein, und wenn er merkte, daß die Galaktiker sich nicht an die Vereinbarungen hielten, verschwand er womöglich gleich wieder in der Versenkung. Diese Kunst beherrschte er hervorragend. Der Him-mel mochte wissen, wie lange es dann dauern würde, bis er sich zu einer er-neuten Kontaktaufnahme herabzulassen beliebte.

Wenn Loydel Shvartz etwas mit solchem Nachdruck befahl, dann waren seine Leute normalerweise geneigt, sich auch daran zu halten, obwohl sie sonst durchaus keine Kreuzbraven Be-fhlsempfänger waren.

Früher war Shvartz der Kommandant der ARCHIBALD gewesen, des schnellsten Schrotthaufens in der Galaxis, wie seine Leute manchmal zu lästern pflegten. Die Cantaro hatten die ARCHIBALD vernichtet, aber die Mannschaft hatte überlebt. Man hatte Loydel Shvartz ein anderes Schiff gegeben, die UXMAL, und seine Mannschaft war ihm geschlossen auf den neuen »Kahn« gefolgt.

»Geschlossen« bedeutete in diesem Fall, daß einer dabei war, der eine lange Zwangspause hinter sich hatte.

Als es gegen die Raumforts der Can-taro ging, war Shingo Leddigg nicht dabei gewesen, und das wurmte ihn gewaltig. Er war gezwungen gewesen, auf Heleios zu bleiben, um eine Verletzung auszuheilen.

Jetzt, in der UXMAL, war er wieder auf seinem Posten. Es gab Leute, die das nicht verstehen wollten und die meinten, daß ein Raumschiff nicht der

richtige Ort für einen Siebzehnjährigen sei - zumindest nicht für djesen Siebzehnjährigen und vor allem nicht jetzt, in dieser gefährlichen Situation, in der sie alle sich befanden. Aber Shingo machte sich nichts

aus sol-chem Gerede, und Loydel Shvarth glücklicherweise auch nicht, obwohl die durchaus wohlmeinenden Kritiker in diesem besonderen Fall gar nicht einmal unrecht hatten.

Shingo Leddig kam sich an Bord von Raumschiffen immer ein bißchen überflüssig vor und war es auch tat-sächlich, denn er war eigentlich gar kein Raumfahrer.

Er hatte die ersten sechzehn Jahre seines Lebens auf Durtning verbracht,-einem abgelegenen Planeten in der Westseite der Milchstraße. Auf Durt-ning hätte man ein ruhiges, bequemes Leben führen können, wenn da nicht die Cantaro gewesen wären. Sie unter-drückten die Bevölkerung von Durt-ning nicht - jedenfalls nicht im übli-chen Sinn. Es gab Jahre, in denen man keinen einzigen von ihnen zu Gesicht bekam. Sie unterhielten eine Station in der Nähe des Raumhafens, aber auch die benutzen sie nur bei ihren gelegentlichen Besuchen.

Und diese Besuche waren es auch, die den Bewohnern von Durtning Sor-gen bereiteten, denn sie endeten je-desmal damit, daß die Cantaro und ih-re Helfer Tausende von Menschen zu-sammentrieben und wegbrachten -niemand wußte, warum und wohin.

Shingo war mit diesen Dingen auf-gewachsen und kümmerte sich nicht weiter darum. Er war der Meinung, daß es keinen Sinn hatte, sich den

Kopf über etwas zu zerbrechen, das er sowieso nicht ändern konnte.

Er war ein Waldmensch. So hatte sein Großvater ihn genannt, und der mußte es wissen, denn er gehörte selbst zu diesen Leuten. Es hieß, daß die Cantaro niemals einen Waldmen-schen mitnahmen, wenn sie ihre Opfer zusammentrieben, und daran war zweifellos etwas Wahres.

Shingo war klein - kaum einen Me-ter groß - und auffallend zierlich ge-. baut. Seine Schultern, der obere Teil seines Rückens und die Außenseiten seiner Arme und Beine waren mit lan-gem braunem Haar bedeckt, und seine Zehen waren lang und beweglich wie Finger.

Es gab nicht sehr viele Waldmen-schen auf Durtning - einige tausend insgesamt -, und manche der durch und durch menschlichen Bewohner dieses Planeten bezeichneten Leute wie Shingo als Mißgebarten. In frühe-ren Zeiten war es üblich gewesen, die äußereren Anzeichen der Mutation auf medizinischem Weg zu vertuschen, aber inzwischen waren solche Verfah-ren viel zu teuer. Manche versuchten es auf eigene Faust, indem sie sich die auffällige Behaarung wegrasierten. Das half jedoch nicht viel, und außer-dem wuchsen die Haare sowieso wie-der nach.

Shingo hatte im Gegensatz zu vielen seiner Schicksalsgenossen nie unter seiner Andersartigkeit gelitten. Schon als kleines Kind war er sehr selbstän-dig gewesen, und seit er zehn Jahre alt war, hatte er seiner Familie nur noch gelegentlich kurze Besuche abgestat-tet. Dennoch liebte er sowohl seine El-tern als auch seine Geschwister - die übrigens *keine* Waldmenschen waren.

Eines Tages, als er sie besuchen wollte, fand er sie nicht mehr. Sie wa-ren verschwunden, und mit ihnen auch alle Leute, die in ihrer Nachbar-schaft gelebt hatten. Die Cantaro hat-ten sie geholt.

Als Shingo das begriff, war ihm plötzlich sehr seltsam zumute gewe-sen, und er war zu dem Schluß gekom-men, daß er nicht in den Wald zurück-kehren würde.

Vielleicht war das unvernünftig von ihm, denn im Wald war er sicher, und selbst vor den Cantaro brauchte er sich dort offensichtlich nicht zu fürch-ten. Aber seine Sicherheit bedeutete ihm nicht viel, wenn er daran dachte, was inzwischen mit seiner Familie passieren mochte. .

Über die Cantaro wußte er im Grun-de genommen nur sehr wenig, denn dieses Thema hatte ihn bisher nicht interessiert. Er kannte jedoch den gro-ßen Platz im Norden, auf dem sp gut wie gar nichts wachsen mochte, und er erinnerte sich daran, gehört zu ha-ben, daß die Cantaro dort zu landen pflegten.

Also war er dorthin gegangen, um nach seiner Familie zu suchen und nachzusehen, ob er ihnen irgendwie helfen konnte.

Auf dem riesigen freien Platz hatte ein Ding gestanden, in dem Shingo nur mit einiger Mühe ein Raumschiff zu erkennen vermochte, denn es sah eher aus wie etwas, das auf den Schrott gehörte. Aber da es das einzi-ge Raumschiff war, das er erblicken konnte, schlich er sich an Bord und inspizierte jeden Raum, den er finden konnte.

Dabei war ihm klargeworden, daß dies kein cantarisches Raumschiff sein konnte, und diese Erkenntnis hat-te ihn sehr erstaunt. Er hatte zwar al-lerlei Geschichten über eine Zeit ge-hört, in der nicht nur Cantaro, sondern auch ganz normale Menschen durch den Weltraum fliegen durften, aber das hatte ihm immer sehr nacheinem Märchen geklungen.

Immerhin - wenn die Besitzer die-ses Raumschiffs tatsächlich Men-schen waren, hatten sie vielleicht auch den einen oder anderen Grund, die Cantaro nicht gerade zu lieben.

Shingo hatte beschlossen, die Mann-schaft dieses Schiffes kennenzuler-nen, und so war er in die Kommando-zentrale spaziert. Dort löste sein plötz-liches Erscheinen einige Aufregung aus, und es

dauerte geraume Zeit, bis endlich wieder Ruhe eintrat.

Jemand rief nach dem Kommandanten. Loydel Shvartz kam und warf nur einen kurzen Blick auf Shingo.

»Na schön«, sagte er dann. »Ich glaube nicht, daß dieses kleine Kerlchen ein Spion der Cantaro ist.

Setzt ihn an die frische Luft und läßt ihn laufen. Wir sind startbereit.«

»Ich kann nicht auf Durtnig blei-ben«, hatte Shingo gesagt. »Die Canta-ro haben alle meine Bekannten und Verwandten weggebracht. Ich habe hier niemanden mehr.«

»Was willst du tun?« fragte Loydel Shvartz.

»Meine Familie aus den Händen der Cantaro befreien.«

»Das dürfte nicht ganz einfach sein. Die Cantaro machen so etwas überall - nicht nur auf Durtnig. Wir können sie schließlich nicht erst fragen, ob sie zufällig deine Leute an Bord haben, bevor wir uns mit ihnen anlegen.«

»Vielleicht finde ich sie aber doch irgendwann«, hatte Shingo Leddigg trotzig erwidert. »Und bis dahin werde ich gegen die Cantaro kämpfen, wo immer sie mir in die Quere kommen.«

Da stand er, eine kleine braune Ge-stalt, nur mit einem winzigen Lenden-schurz bekleidet, so zartgliedrig, daß man sich davor fürchten mußte, ihm alle Knochen zu brechen, sobald man ihn anzufassen wagte. Es war nicht verwunderlich, daß jemand lachte. Das Lachen verging ihm allerdings, als Shingo ihm plötzlich förmlich ins Gesicht sprang.

Ein Jahr war seither vergangen, und Shingo hatte viel gelernt, aber ein richtiger Raumfahrer war er noch im-mer nicht.

Das hier war schon eher nach sei-nem Geschmack, denn dieser heiße Planet erinnerte ihn in vieler Hinsicht an seine Heimat. Und außerdem konn-te er sich hier einmal nützlich machen.

Seine Aufgabe war auf den ersten Blick sehr einfach: Er hatte Loydel Shvartz und Sato Ambush zu folgen und sie im Auge zu behalten - unauf-fällig und ungesehen, auch von den beiden selbst. Und natürlich war dies kein Auftrag im eigentlichen Sinn, sondern ein eigenmächtiger Versuch, zwei Männer zu beschützen, die nicht beschützt werden wollten.

»Dieser Balaam ist mit allen Was-sern gewaschen«, hatte man ihm er-klärt. »Wir können keine technischen Mittel einsetzen, denn das würde er sofort merkeri. Und Sato Arnbush und Loydel Shvartz müssen sich völlig na-türlich verhalten, damit Balaam kei-nen Verdacht schöpft. Sie dürfen nicht merken, daß du in der Nähe bist. Du mußt darauf achten, daß du einen großen Abstand zu ihnen hältst. Und vor allem mußt du ganz besonders vorsichtig sein.«

Shingo fand diese Bemerkung über-flüssig, denn er war *immer* vorsichtig. Und was diesen Auftrag betraf-Shin-go sah und hörte man nicht, wenn er es nicht selbst wollte. Vor allem nicht, wenn er sich in einer natürlichen Um-gebung befand. Er empfand es schon als ein großes Zugeständnis, daß er sich das Fernglas hatte aufdrängen lassen.

Er fragte sich, was um alles in der Welt diese drei dort vorne taten. Sie standen in der glühenden Hitze, die ihnen arg zusetzen mußte, und rede-ten miteinander.

Und Shingo Leddigg, der sehr neu-gierig war, hätte zu gerne gewußt, worüber sie wohl sprachen. Es ärgerte ihn gewaltig, daß er sich nicht näher an sie heranschleichen durfte, und er überlegte ernsthaft, ob er es nicht al-len gegenteiligen Anweisungen zum Trotz wenigstens einmal versuchen sollte. Er war sicher, daß er es schaffen konnte. Und vor den Pflanzen und Tieren von Lokvorth hatte er sowieso keine Angst.

Gerade hatte er jenen Punkt er-reicht, an dem seine Neugier über alle Vorsicht zu siegen drohte, als die drei Gestalten sich in Bewegung setzten.

Shingo tauchte blitzschnell hinter das Mäuerchen und huschte zwischen den Trümmerbrocken dahin, bis er ei-ne Stelle fand, von der aus er die Stra-

ße überblicken konnte, ohne selbst ge-sehen zu werden. Und während er dort wartete, bemerkte er plötzlich et-was, das sich in etwa hundert Metern Entfernung bewegte - und es war kei-ner der drei und auch keiner der bei-den Kampfroboter.

Zuerst dachte er, er hätte einen Stadtbewohner entdeckt, der zu so un-gewohnter Stunde irgendeiner Be-schäftigung nachging, die er vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen halten wollte. Dann kam ihm die Idee, daß Balaam vielleicht ebenfalls auf seine kostbare Sicherheit bedacht war und seinerseits einen oder mehrere Aufpasser zwischen den Trümmern postiert hatte.

Wenn es so war, dann wollte Shingo das wissen - es konnte vielleicht noch wichtig werden. Behutsam schlich er sich an die Stelle heran. Und dann sah er den Nakken. Zuerst dachte er, es sei Varonzem, und er verfluchte in Gedanken den Eigensinn, mit dem dieses Wesen zu tun pflegte, was immer ihm gerade in den Sinn kommen mochte, ohne auf die Pläne der Galaktiker auch nur die geringste Rücksicht zu

nehmen. Aber dann erwachten Zweifel in ihm.

Es war fast unmöglich, einen Nak-ken vom anderen zu unterscheiden. Die Nakken selbst sahen das sicher ganz anders, aber sie verfügten ja auch über ein ganz spezielles Sortiment von Sinnen, die sich von denen aller ande-ren bekannten Lebewesen unterschie-den. Und eben deshalb war sich Shin-go seiner Sache plötzlich nicht mehr so sicher.

Denn die Nakken brauchten techni-sche Hilfsmittel, um sich in der »nor-malen« Welt zurechtzufinden, und sie trugen aus diesem Grund sogenann-ten Sichtsprech-Masken. Die Maske *dieses* Nakken, der da zwischen den Trümmern herumkroch, sah fremd aus - nicht wie die, die Shingo bei Va-ronzem gesehen hatte. Sie schien bes-ser als das von Varonzem getragene Modell zu sein, einfacher, aber gleich-zeitig auch komplexer.

Außerdem verhielt sich der Nakk auch recht sonderbar. Er legte offen-sichtlich großen Wert darauf, daß man ihn von der Straße aus nicht sehen konnte, und er verhielt sich dabei durchaus nicht ungeschickt. Anderer-seits verzichtete er darauf, sich durch technische Tricks unsichtbar zu ma-chen - er versteckte sich nur.

Bezeichnenderweise bemerkte er Shingo nicht. Das lag sicher unter an-derem daran, daß er sich ganz und gar auf die Vorgänge unten auf der Straße konzentrierte und nicht auf heimliche Beobachter gefaßt war. Es lag aber mit Sicherheit auch zu einem nicht unbe-trächtlichen Teil an Shingo selbst. Was wollte dieser Nakk hier? Als Shingo sich noch über diese Fra-ge den Kopf zerbrach, tat der Nakk irgend etwas. Shingo hätte beim besten Willen nicht sagen können, warum er in die-sem Augenblick Verdacht schöpfte. Der Nakk hatte nichts bei sich, was man für eine Waffe hätte halten kön-nen, und natürlich wäre Shingo auch nicht vermessen genug gewesen, von sich zu behaupten, daß er die Körper-sprache der Nakken verstand. Es war noch nicht einmal ganz sicher, ob es bei den Nakken so etwas wie eine Kör-persprache überhaupt gab, oder ob sie sich untereinander nur auf dieser be-sonderen, nur den Nakken zugängli-chen Ebene verständigten.

Aber was es auch war und woran es auch liegen mochte: Shingo hatte plötzlich das untrügliche Gefühl, daß Gefahr im Verzug war. Gleichzeitig wußte er, daß eine Warnung, die an Loydel Shvartz und seine Begleiter gerichtet war, in jedem Fall zu spät kommen würde. Er mußte selbst et-was unternehmen, und zwar jetzt gleich, ohne Rücksicht darauf, daß man ihn dann vielleicht doch bemer-ken würde.

Er sprang auf einen Mauerrest, stieß sich an den rauen Betonbrocken ab und landete der Länge nach auf dem Nakken.

Das Wesen war für einen Augen-blick so verblüfft, daß es sich über-haupt nicht rührte. Shingo nutzte die-se Schrecksekunde, packte einen Teil der robotischen Maske und zog daran.

Irgend etwas knackte. Dieses Ge-räusch entzückte Shingo geradezu, denn es bewies zumindest eines: Der Nakk war nicht gänzlich unverwund-bar. Shingo packte noch fester zu und zog, und plötzlich hielt er etwas in der Hand. Der Gegner war offensichtlich schockiert, und das verlieh dem Jun-gen Mut. Mit einem seltsamen Laut, halb Kriegsschrei, halb Knurren, stürzte sich Shingo Leddigg erneut auf seinen Gegner. Und dann war der Nakk ver-schwunden.

Shingo blieb verdutzt zwischen den Trümmerbrocken sitzen und starre umher.

Eines war sicher: Der Nakk war nicht etwa auf herkömmliche Weise geflohen, sondern er war wirklich und wahrhaftig von einem Augenblick zum anderen verschwunden - gerade so, als hätte er die Fähigkeit, sich in LUft aufzulösen. Immerhin war er je-doch gezwungen gewesen, etwas von sich zurückzulassen.

Shingo warf einen Blick auf die Straße, dann besah er sich das Ding, das er in der Hand hielt. Es war eine Röhre aus hauchdün-nem Blech, und an einigen Stellen wa-ren feine Punkte und Linien zu erken-nen. Welchen Sinn das Ganze erfüllte, konnte Shingo nicht erkennen. Ande-rerseits konnte er sich auch nicht vor-stellen, daß der Verlust dieser dünnen Hülse dem Nakken ernsthaft gescha-det hatte oder ihn gar handlungsunfä-hig gemacht haben könnte, und diese Erkenntnis in Verbindung mit dem plötzlichen Verschwinden dieses We-sens brachte Shingo zu der Schlußfol-gerung, daß es an der Zeit sei, dieses Versteckspiel zu beenden.

Er kletterte auf die Straße hinab und ging Loydel Shvartz und dessen Be-gleitern entgegen.

Keiner der drei hatte den heimli-chen Beobachter bemerkt - nicht ein-mal Loydel Shvartz, der Shingo kann-te und somit noch am ehesten eine Chance gehabt hätte, ihn zu entdek-ken -, und so war selbst der Komman-dant der UXMAL überrascht, als der zierliche junge Mann vom Planeten Durtning plötzlich vor ihnen auf-tauchte. Die anderen beiden blieben vefblüfft stehen und starrten den klei-

nen Fremden an, der sich ihnen unver-mittelt in den Weg stellte.

Dies hatte sicher unter anderem auch etwas mit der Art und Weise zu tun, in der sich dieses Auftauchen vollzog: Shingo stand so urplötzlich vor ihnen, als sei er gerade aus dem mit Betonbrocken übersäten Boden hervorgewachsen.

Shingo überlegte, ob er irgend etwas zu seiner Entschuldigung äußern soll-te, kam aber zu dem Schluß, daß dies noch Zeit hatte. Im Augenblick gab es Dinge, die wichtiger waren.

»Da war ein Nakk«, sagte er. »Und es war ganz sicher nicht Varonzem. Dieser Nakk hat euch beobachtet. Es sah so aus, als wollte er euch auflauern - da vorne bei der eingestürzten Brücke.«

Gleichzeitig streckte er die rechte Hand aus und hielt Loydel Shvartz die leere, dünne Metallhülse hin, die er er-beutet hatte. Dabei warf er einen scheuen Seitenblick auf Balaam. Dieses Wesen roch so *fremd*.

Shvartz nahm die Hülse, betrachtete sie und reichte sie an Sato Ambush weiter, der neben Balaam stand und sich zu fragen schien, wie der vier-schrötige Springer auf diese plötzliche Wendung der Situation reagieren würde.

Balaam warf nur einen kurzen Blick auf das metallene Ding.

»Der Nakk wird diesen Verlust ver-schmerzen können«, bemerkte er mit tiefer, volltonender Stimme.

»Wer ist das?«

Dabei starnte er Shingo ungeniert an.

»Ein Mitglied meiner Besatzung«, erwiderte Shvartz düster. »Ein Junge, den ich auf dem Planeten Durtnig aufgelesen habe.«

Shingo Leddig lächelte schwach: So konnte man das natürlich auch for-mulieren.

»Ich hatte ausdrücklich befohlen, daß niemand uns folgen soll«, fuhr der Kommandant der UXMAL fort, in-dem er sich an Shingo wandte. »Sol-che Extratouren sind nicht nach mei-nem Geschmack, und das solltest du eigentlich bereits bemerkt haben! Warum bist du hier?«

»Um die Umgebung im Auge zu be-halten und dafür zu sorgen, daß ihr nicht in einen Hinterhalt geratet«, er-widerte Shingo ruhig.

Der Kerl mit dem roten Bart stieß ein dröhnelndes Gelächter aus.

»Der Bursche gefällt mir«, sagte er. »Vom Planeten Durtnig, sagtest du? Gibt es da noch mehr von dieser Sorte?«

Shingo blickte schüchtern zu dem rotbärtigen Riesen auf.

»Nicht sehr viele«, erwiderte er.

»Na schön!« knurrt Loydel Shvartz. »Und jetzt verschwinde, Shingo!«

»Nein, warte!« befahl Balaam. »Ei-nen so flinken Burschen wie den will ich lieber im Auge behalten. Sind noch andere unterwegs, um uns zu be-obachten?«

»Mit Sicherheit nicht!« sagte Shvartz, dem dieser Zwischenfall of-fensichtlich peinlich war. »Jeden an-deren hätten wir schon bemerkt.«

»O ja«, sagte Balaam nachdenklich und sah Shingo dabei unverwandt an. »Wo war der Nakk?«

Shingo deutete in die Ruinen hinein.

»Ich kann dir die Stelle zeigen«, bot eran.

»Das wird nicht nötig sein«, wehrte Balaam ab - vielleicht eine Spur zu schnell, wie Shingo fand, aber den an-deren beiden schien das nicht aufzu-fallen. »Der Nakk ist inzwischen si-cher schon längst über alle Berge, und Spuren werden wir dort auch nicht finden. Jedenfalls keine, die uns etwas verraten könnten.«

»Was kann er von uns gewollt ha-ben?« fragte Loydel Shvartz, froh dar-über, daß dieser Balaam Shingos plötzliches Auftauchen offenbar nicht zum Anlaß nehmen wollte, den Kon-takt zu den Galaktikern sofort wieder abzubrechen.

»Der Nakk?« Balaam lachte. »Auch Nakken sind neugierig. Eure Ankunft hat sich nicht gerade in aller Stille vollzogen. Oben im Humanidrom hat man diese Vorgänge sicher auch zur Kenntnis genommen. Und dann auch noch diese Sache mit dem cantari-schen Kommandanten, der sich aus purer Angst um sein kostbares Leben an euch gewandt hat...«

Sato Ambush warf ihm einen schnellen Seitenblick zu. Sehr freund-lich war dieser Blick nicht.

Die Sache mit Xukhnoq war ihm äu-ßerst unangenehm.

Abgesehen davon, daß der gewaltsa-me Tod eines lebenden Wesens in je-dem Fall betroffen machte: Xukhnoq hätte ihnen sicher bei ihrem Plan be-hilflich sein können, in das Humanidrom einzudringen oder doch wenig-stens Verbindung mit den dort befind-lichen Nakken aufzunehmen. Auch wenn Xukhnoq selbst keinen Zutritt zum Humanidrom hatte und den Nak-ken nichts befehlen konnte - er kann-te sich da oben immer noch besser aus als Sato Ambush und dessen Leute.

Shingo blickte von einem zum anderen und dachte sich sein Teil.

Er hatte den sehr bestimmten Eindruck, daß Balaams Bemerkungen in erster Linie ein Ablenkungsmanöver darstellten. Vielleicht hatte der Nakk sich gar nicht für die fremden Besucher, sondern einzig und allein für Balaam selbst interessiert

Apropos Balaam: Ein Lokvorther war das sicher nicht. Irgend etwas war in seiner Art, zu sprechen, zu gestikulieren und sich zu bewegen, das nicht ins Bild paßte. Shingo hatte ein scharfes Auge für solche Dinge.

»Es hat keinen Sinn, sich über das Verhalten eines Nakken den Kopf zu zerbrechen«, behauptete Balaam und setzte sich in Bewegung. »Die durch-schaut sowieso keiner. Und außerdem wird es höchste Zeit, daß wir aus dieser Hitze herauskommen.«

Und auch das war ein Ablenkungs-manöver, denn eines war sicher: Gera-de Balaam litt am allerwenigsten unter den hoheren Temperaturen, die in dieser Stadt tagsüber herrschten.

Der Springer stäpfte voran, und sie folgten ihm. Die beiden Kampfroboter schwebten in kurzem Abstand hinter ihnen her. Allzu beruhigend wirkte das nicht, denn offensichtlich hatte keine der beiden Maschinen den Nak-ken geortet.

Shingo hielt sich neben Loydel Shvartz, und als er aus dessen Bewegungen herauslesen konnte, daß der erste Ärger verflogen war, zupfte Shingo am Ärmel des Kornmandanten und deutete unauffällig auf Balaam.

»Schon mal was von Captain Ahab gehört, Kleiner?« fragte Shvartz leise.

Shingo hatte die Zwangspause auf Heleios genutzt, um etwas für seine Bildung zu tun. Viel Zeit war ihm dafür nicht geblieben, aber der Name, den Shvartz nannte, war ihm ein Be-griff.

»Der da?« fragte er überrascht.

Loydel Shvartz nickte.

Balaam wandte sich kurz um - eine merkwürdige Drehung aus dem seit-wärts gerichteten Gang heraus - und blickte Shingo an. Es war ein seltsamer, durchdringender Bjick, und Shingo spürte eine Gänsehaut auf seinem Rücken. Er widerstand nur mit Mühe dem spontanen Wunsch, sich hinter Loydel Shvartz zu verstecken.

Captain Ahab - eine lebende Legende.

Er mußte uralt sein. Sein Ruf war nicht der allerbeste, und die Geschichten, die man sich über ihn erzählte, waren widersprüchlich. Er war nicht unbedingt der Typ, auf den man sich blindlings verlassen durfte, und wer ihm vertraute, der tat dies auf eigene Gefahr.

Und trotzdem deuteten alle Kommentare, an die Shingo sich erinnern konnte, einmütig darauf hin, daß dieser Captain Ahab in der Geschichtsschreibung vorwiegend positiv beurteilt wurde.

5.

»Dies«, sagte Balaam alias Captain Ahab und deutete mit einer großspurigen Geste auf ein halbzerfallenes Ge-

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 37

mäuer, »ist meine bescheidene Klause.«

Shingo mußte zweimal hinsehen,

um zu begreifen, was gemeint war:

Das zerfallene Gemäuer war es nämlich nicht, sondern etwas, das gewissermaßen daran klebte.

Bescheiden war ein ziemlich schwacher Ausdruck, denn dies war eine der jämmerlichsten Behausungen, die Shingo je gesehen hatte: eine winzige, windschiefe Bude, aus allerlei Abfällen zusammengestoppt, mit löcherigen Wänden und durchhängendem Dach. Das ganze Gebilde hielt sich offensichtlich nur dadurch noch mit einiger Mühe aufrecht, weil es sich trostsuchend in einen Winkel zwischen zwei Gebäuderesten schmiegen durfte.

Die Tür bestand aus einer großen Plastikplatte und war mit allerlei Schloßern und Riegeln versehen, die alle miteinander nicht gerade vertrauenswürdig aussahen. In diesem Fall war es *nicht* der Schein, der trotzdem nicht einmal Captain Ahab selbst kümmerte sich um seine eigenen Sicherheitsvorkehrungen, sondern packte die Türplatte ganz einfach und stellte sie samt ihren Schloßern und Riegeln beiseite.

»Tretet ein!« sagte er mit seiner schwungvollen Gebärde.

Sato Ambush ging voran, und Loy-del Shvartz folgte ihm.

Shingo äugte misstrauisch in das Dunkel und entdeckte ein paar halb-verrottete Matratzen, einen alten

Ses-sel mit drei Beinen und eine in den Rang eines Tisches beförderte Kiste, auf der Speisereste in kleinen Schalen vor sich hin schimmelten. In einer Ecke waren ein paar Kästen mit über-quellendem Inhalt übereinander gestapelt.

»Ich bleibe lieber hier draußen«, sagte Shingo. »Ich werde Wache halten.«

»Ich könnte mir keinen besseren Wächter vorstellen als dich«, knurrte Captain Ahab. »Aber hier draußen bist du fehl am Platz, mein Junge. Du kommst mit!«

Und damit schob er Shingo einfach vor sich her. Dann zog er die nutzlose Plastikplatte vor die Türöffnung - und plötzlich war diese Platte gar nicht mehr so nutzlos, sondern sie paßte haargenau, und die Riegel, die sich an der Innenseite befanden, sahen zwar alt, dafür aber sehr robust und haltbar aus.

»Alles Tarnung!« verkündete Captain Ahab und lachte selbstzufrieden. »Hier in dieser Stadt kann man gar nicht vorsichtig genug sein. Diese Leute hier klauen wie die Raben. Da-gegen hilft nur eines: Sie müssen selbst zu dem Schluß kommen, daß es an einem bestimmten Ort nichts zu holen gibt.«

Soweit es das betraf, fand Shingo, war die Tarnung wirklich außerordentlich gut gelungen. Er fragte sich nur, was hinter dieser Tarnung stecken möchte. Um ehrlich zu sein: Allzu hohe Erwartungen hegte er nicht gerade.

Die winzige Hütte war bereits überfüllt, wenn sich auch nur Captain Ahab allein darin aufhielt. Jetzt drohte sie aus allen Nähten zu platzen, obwohl die beiden Kampfroboter zum Zweck der Platzersparnis unter der Decke schwebten.

Shingo, dem jedes Gedränge verhaßt war, wäre ihnen am liebsten gefolgt. Zwei Dinge waren es, die ihn davon abhielten: Ein warnender Blick von Loydel Shvartz, der großen Wert darauf legte, daß Shingo sich »menschlich« verhielt, und die Tatsache, daß der junge Mann vom Plane-ten Durtnig keinen einzigen Balken und keine Strebe sah, denen er sich freiwillig anvertraut hätte.

Captain Ahab stieg vorsichtig über die Kiste mit den Speiseresten hinweg, stellte nach offenbar bewährtem Muster einen Teil der Rückwand zur Seite und stakste in seiner seltsamen Gehweise in den dahinterliegenden Raum, der sich als Teil eines Treppenhauses erwies.

Nach oben hin existierte keine Treppe mehr - dort gab es nur ein großes, rundes Loch in der Decke, durch das helles Sonnenlicht hereinfiel. Eine im vorletzten Stadium des Zerfalls befindliche Wendeltreppe führte in die Tiefe.

»Das sieht schlimmer aus, als es ist«, versicherte Ahab, während er abwärts marschierte. »Nur keine Angst - diese Treppe hält noch mindestens hundert Jahre lang!«

Loydel Shvartz folgte ihm mutig, trat auf die oberste Stufe und fuhr erschrocken zurück, als ein großer Teil der Kante unter seinem Fuß abbröckelte.

»Die oberste Stufe ist - äh, war präpariert«, fuhr Ahab ungerührt fort - er befand sich schon ein gutes Stück weiter unten, und die von Loydel Shvartz losgetretenen Betonstücke rollten ihm um die Füße.

»Das hätte er auch eher sagen können«, knirschte Loydel Shvartz grimmig und wandte sich an einen der beiden Roboter. »Geh du voran und sorge für Licht!«

Der Roboter schwebte lautlos hinab. Vorsichtig folgten sie ihm.

In ungefähr zehn Meter Tiefe wichen die Wände zurück. Die Galaktiker stiegen die restlichen Stufen hinab und standen in einem kahlen Keller-raum, in dem es außer ein paar leeren Kisten absolut nichts gab, was eine Beachtung verdient hätte.

»Nun?« fragte Ahab erwartungsvoll.

»Was soll das?« fragte Loydel Shvartz verblüfft. »Wozu hast du uns hier herunter gelotst? Um kahle Wände anzustarren? Davon habe ich in meinem Leben schon genug gesehen.«

Ahab blickte drein, als hätte man ihm soeben ein gewaltiges Kompliment gemacht. Er strahlte förmlich vor Zufriedenheit.

»Genauso soll es aussehen«, verkündete er erfreut. »Kahle Wände - ein leerer Raum. Niemand käme auf die Idee, sich hier genauer umzusehen, nicht wahr? Aber vielleicht solltet ihr einmal nachprüfen, ob das, was ihr hier seht, auch tatsächlich real ist. Vielleicht sind diese kahlen Wände nur eine Täuschung?«

»Na schön, und vielleicht ist mein großer Zeh ein Hypersender«, knurrte Loydel Shvartz. »Wenn du alberne Tricks vorführen willst, dann hast du dir das falsche Publikum ausgesucht. Wir haben keine Zeit für Spielereien.«

»Das ist immerhin ein Punkt, in dem wir uns einig sind«, sagte Captain Ahab sanft. »Denn das ist keine Spie-lerei!«

»Genug geredet«, bemerkte Sato Ambush und ging auf eine der Wände zu. »Was ist damit? Eine Tarnung? Das könntest du uns schwerlich als technische Neuheit anbieten.«

»Es ist offenbar wirksam genug, daß selbst du es nicht durchschaust«, stell-te Ahab fest.
»Das bleibt abzuwarten«, murmelte Ambush und streckte die Hand aus. Er berührte die Wand.
»Außerdem steht uns jetzt nur ein Minimum an Ausrüstung zur Verfügung. Mit den entsprechenden Mitteln ...«
»Die würden dir hier auch nicht wei-terhelfen«, behauptete Captain Ahab gelassen. »An dieser Wand würdest auch du dir die Zähne ausbeißen, das kannst du mir glauben.«
»Scheint massiv zu sein«, murmelte Sato Ambush und klopfte mit der fla-chen Hand gegen die Wand.
»Es scheint nicht nur so«, sagte Ahab, »sondern diese Wand *ist* massiv.«
Sato Ambush ließ die Hände sinken und drehte sich langsam um.
»Was wir suchen und brauchen«, sagte er bedächtig, »das ist irgendeine Möglichkeit, an die Nakken im Huma-nidrom heranzukommen. Dies ist das einzige Ziel, das wir mit unserem Auf-enthalt hier auf Lokvorth verfolgen. Bei allem Interesse für dich und deine Geschichte: Wenn du uns bei diesem Unternehmen nicht helfen kannst, dann ist es für alle beteiligten Parteien besser, wenn unsere Wege sich trennen - und zwar sofort, bevor wir alle noch mehr Zeit verschwenden.«
»Gut, einverstanden«, erwiederte Captain Ahab bereitwillig. »Ein klares Wort zur rechten Zeit - das ist nach meinem Geschmack. Ich werde euch helfen. Ich bin sogar ganz erpicht dar-auf, das zu tun. Ihr helft mir, und ich helfe euch. So hatten wir es verein-bart.«
»Dann leg jetzt die Karten auf den Tisch!« verlangte Sato Ambush.
Ahab blickte von einem zum ande-ren, deutete plötzlich auf einen der Roboter und danach auf die Wand.
»Du da«, sagte er. »Dort entlang!«
Natürlich hätte der Roboter ihm nicht gehorchen dürfen. Die Maschine hatte schließlich ganz klare Direktiven, und ein Captain Ahab war nicht in der Liste derer enthalten, deren Be-fehle der Roboter zu befolgen hatte. Trotzdem schwiebte die Maschine vor-

Bild 2

wärts, ohne auch nur für den Bruch-teil einer Sekunde zu zögern.
Als der Roboter die Wand erreichte, hielt Shingo unwillkürlich den Atem an.
Und dann war die Maschine ver-schwunden.
»Hübsch, nicht wahr?« fragte Ahab, und er wirkte sehr erfreut. »Ein klei-ner Trick - und eine Sicherheitsmaß-nahme, die durch nichts zu überbieten ist. Die Wand ist da, und niemand kann das Gegenteil beweisen. Du, Sa-to Ambush, könntest noch so viel technisches Gerät hier auffahren - es würde dir trotzdem nicht gelingen, das Rätsel zu lösen.«
»Das bezweifle ich«, bemerkte der Pararealist nüchtern. »Ich fürchte, daß du eine Überraschung erleben würdest, wenn ich dich beim Wort nehmen wollte. Zu deinem Glück ha-be ich im Augenblick weder Zeit noch Lust, mich mit dieser Wand zu be-fassen.«
»Na schön«, gab Captain Ahab ziem-lich verdrossen zu. »Vielleicht könn-test du tatsächlich feststellen, daß hier irgend etwas nicht mit rechten Dirigen zugeht. Aber dazu müßtest du erst ein-mal Verdacht geschöpft haben, und das hättest du niemals getan, wenn ich dich nicht extra darauf hingewiesen hätte. Diesen Trick hier kann man überall anwenden, an jedem beliebi-gen Ort. Stellt euch doch bloß mal vor, was das bedeutet! Verstecke, hundert-prozentig sicher, nicht auffindbar, wo immer man sie benötigt! Da braucht man nur die allereinfachsten Regeln zu beachten, und schon gibt es nie-manden mehr, der einem auf die Spur kommen kann. Ist das nichts?«
»Mich interessiert nur eines«, be-merkte Loydel Shvartz nüchtern.
Captain Ahab sah ihn erwartungs-voll an.
»Was hat dieses Spielchen mit dem Humanidrom zu tun?« fragte der Kommandant der UXMAL.
Der Springer gab sich geradezu er-schüttert.
»Woran es dir mangelt«, sagte er ver-ächtlich zu Loydel Shvartz, »das ist je-ner gewisse Schuß an Phantasie, den man braucht, wenn man Erfolg haben will! Dieser Raum-Zeit-Vorhang kann uns in vieler Hinsicht nützlich sein -gerade im Humanidrom. Leuchtet dir das ein?«
»Raum-Zeit-Vorhang?« fragte Sato Ambush überrascht.
Er wollte noch mehr sagen, aber in diesem Augenblick gab es einen grel-len Blitz, dann knallte es, und ein un-heimliches Knistern durchlief das ganze Gemäuer. Die Wand, hinter der der Roboter verschwunden war, exi-stierte plötzlich nicht mehr. Dafür tauchte die Kampfmaschine wieder auf, ziemlich lädiert und um ihr Gleichgewicht kämpfend.
»Absolut sicher«, bemerkte Loydel Shvartz spöttisch. »Und natürlich völ-lig ungefährlich und überhaupt

ganz und gar großartig.«

Captain Ahabs Antwort erfolgte so schnell und bissig, daß Shingo unwill-kürlich an das Zustoßen einer Schlan-ge denken mußte:

»Von völlig ungefährlich habe ich nichts gesagt!«

»Was wäre geschehen, wenn nicht der Roboter, sondern einer von uns da hindurch gegangen wäre?« fragte Shvartz ungerührt.

»Hat dich irgend jemand dazu auf-gefördert?« schnappte Ahab böse zu-rück. Der kleine Zwischenfall schien ihn weitaus stärker zu beeindrucken, als er zugeben möchte.

»Mir scheint, es hat bereits einen derartigen Unfall gegeben«, sagte Sato Ambush nachdenklich. »Und er ist dir sehr nahegegangen. Habe ich recht?«

»Ich wüßte nicht, was euch das an-geht!« knurrte Ahab.

»Wer war es?« fragte Ambush unbe-eindruckt.

»Ein Plutokrat namens Kroesorus«, gab Captain Ahab zu, und plötzlich wirkte er bedrückt. »Ein Mann, der sein ganzes Leben damit verbracht hat, alles zu sammeln, was in irgendei-nem Zusammenhang mit dem Huma-nidrom stand.«

»Ich weiß«, murmelte Sato Ambush betroffen. »Ich habe ihn gekannt.« Er schwieg für einen Augenblick und fuhr dann fort: »Wir haben jemanden getroffen, der uns von seinem Tod be-richtet hat. Dieser Zeuge behauptet, daß Kroesorus an einem von dir instal-lierten Verteidigungssystem geschei-tert ist.«

»Das hat dir dieser Zaeddal erzählt«, stellte Captain Ahab fest. Er zuckte die Schultern. »Dieser Kerl ist eine Laus - er lügt, wenn er nur den Mund aufmacht. Außerdem gibt er gerne an. Glaubst du, daß der ein Verteidi-gungssystem erkennen könnte?«

Sato Ambush schüttelte nachdenk-lich den Kopf.

»Das mit Kroesorus tut mir leid«, fuhr der Springer fort. »Aber das än-dert leider auch nichts. Es war ein Un-fall. So etwas kann vorkommen. Ich Wollte, ich hätte es verhindern kön-nen, aber ich war nicht hier. Mir ist nur schleierhaft, warum er überhaupt hierhergekommen ist!«

»Weißt du das nicht?« fragte Sato Ambush überrascht.

»Willst du behaupten, daß du es weißt?« fragte Captain Ahab minde-stens genauso überrascht zurück.

»Er wollte dich überrumpeln. Er wollte dich zwingen, ihm alles zu ver-raten, was du über das Humanidrom weißt.«

Captain Ahab starnte den Parareali-sten an. Er schien wirklich für einen Augenblick sprachlos zu sein.

»Hat Zaeddal das gesagt?« fragte er schließlich. »Ja.«

»Aha«, murmelte Ahab grimmig. »Jetzt wird rrjir einiges klar.« »Wie meinst du das?« »Du sagst, daß du Kroesorus ge-kannt hast«, sagte der Springer ge-dehnt. »Würdest du ihm das zutrauen, was Zaeddal ihm da nachsagt?«

»Eigentlich nicht«, meinte Sato Am-bush zögernd.

»Würdest du ihn für total verblödet halten?«

»Das nun wirklich nicht!« »Ich auch nicht. Als dieses Unglück passierte, war ich nicht hier, und Kroesorus wußte das. Ich habe kein Risiko darin gesehen, es ihm mitzutei-len, denn Kroesorus kannte mein Ver-steck nicht und hatte auch eigentlich gar keinen Grund, danach zu suchen. Was hätte er hier finden sollen? Infor-mationen über das Humanidrom? Das ist lächerlich! Seine Humanidrom-Sammlung war ... nun, sie war ein-fach unglaublich!«

»Ich weiß«, murmelte Sato Ambush und lächelte. »Ich habe sie gesehen.«

»Dann weißt du.sicher auch, daß er ständig Ersatzteile und Energiezellen für seine Geräte brauchte. Die habe ich ihm geliefert, und zwar im Tausch gegen verschiedene Pläne, Dokumen-tationen und so weiter. Das war für ihn ein sehr gutes Geschäft. Natürlich stichelte er manchmal ein bißchen. Er wollte meine Sammlung sehen. Er war ein echter Plutokrat, und er dachte, ich wäre auch einer. Ich habe ihn in diesem Glauben gelassen, weil es mir als praktisch erschien. Er muß natür-lich mitbekommen haben, daß ich viel weniger Material hatte als er, und das gab ihm ein Gefühl der Überlegenheit. Dies wiederum erleichterte mir den Umgang mit ihm. Er hatte das Gefühl, daß er mir helfen und mich unterstüt-zen könnte, und er erzählte mir alle möglichen und unmöglichen Ge-schichten über das Humanidrom.«

Captain Ahab legte eine Pause ein, räusperte sich und zupfte an seinem Bart herum - er wirkte beinahe ver-legen.

»Er betrachtete mich gewisserma-ßen als seinen Schüler«, sagte er mit einem Schulterzucken. »Er machte sich ständig Gedanken darüber, was nach seinem Tod aus seiner Samm-lung werden sollte, und er spielte of-fenbar mit der verrückten Idee, daß ich den ganzen Kram übernehmen sollte, wenn es soweit war.«

»Dann muß er dich sehr gemocht haben«, stellte Sato Ambush fest.

»Ja«, murmelte Captain Ahab. »Das hat er wohl auch. Das einzige, was ihn an mir störte, war die Sache mit meiner Sammlung - die es nicht gab. Aber das wußte er ja schließlich nicht. Der einzige Lokvorther, der je auch nur einen winzigen Teil meines Verstecks von innen gesehen hat, war Zaeddlel. Und dadurch wußte Zaeddlel natürlich auch, daß bei mir einiges zu holen ist. Diese Laus muß den armen Kroesorus hierhergeführt haben. Und Kroesorus konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er wollte endlich meine Sammlung sehen und sich davon überzeugen, daß ich auch tatsächlich der würdige Nachfolger war, für den er mich hielt. Zaeddlel wollte natürlich nur mein Versteck plündern.«

»Kannte Zaeddlel das Geheimnis dieser Wand?« fragte der Pararealist skeptisch.

»Das Geheimnis kannte er nicht, aber er kannte die Wand. Wahrscheinlich hat er gehofft, daß Kroesorus das Rätsel irgendwie lösen würde.«

»Wie hat Kroesorus das angestellt?«

»Überhaupt nicht«, erwiederte Captain Ahab. »Das Ganze war ein blöd-sinniger Zufall. Kroesorus hatte keine Beine. Er benutzte eine kleine Anti-gravplatte, um sich fortzubewegen. Ich beginne jetzt erst zu verstehen, wie die Zusammenhänge liegen, und zwar durch diesen Roboter dort. Es war die Antigravplatte. Als sie in direkten Kontakt mit der Wand kam, hat es gekracht.«

»Und Kroesorus hatte keine Chance«, sagte Sato Ambush leise und nickte nachdenklich. »Zaeddlel bekam einen furchtbaren Schrecken und rannte weg.«

»Er hat mir nie erzählt, daß er dabei war, als Kroesorus starb«, bemerkte Captain Ahab grimmig. »Na warte, der kann was erleben!«

Shingo Leddig, der sich im Hintergrund hielt und schweigend zuhörte, fragte sich beklommen, was Captain Ahab wohl mit diesem Zaeddlel anfangen würde. Dieses Thema schien Sato Ambush jedoch nicht zu interessieren. »Hat Kroesorus dir gegenüber jemals ein Mädchen namens Mathlyn erwähnt?« fragte er statt dessen.

»Ja«, erwiederte Captain Ahab düster.

»Hast du erfahren können, wo dieses Mädchen lebt?«

»Mich interessieren keine lokvorthischen Mädchen«, bemerkte Captain Ahab, und diesmal lag wieder der gewohnte spöttische Klang in seiner Stimme.

»Aber von der Kolonie hast du sicher gehört?«

»Kolonie?«

»Ein Ort außerhalb der Stadt.«

»Außerhalb der Stadt ist nur der Dschungel.«

Sato Ambush schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Paß auf«, sagte er. »Wir haben bei unserem ersten Besuch zwei Frauen auf Lokvorth zurückgelassen. Sie sind mit Mathlyn in die Kolonie gegangen. Ich muß wissen, was aus ihnen geworden ist!« Loydel Shvartz warf dem Pararealisten einen merkwürdigen Blick zu, und sogar Shingo wußte, was dieser Blick sagen sollte: Sato Ambushs Fragen waren unsinnig.

Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron waren dem Tode schon sehr nahe gewesen, als sie Mathlyn in den Dschungel folgten. Sie hatten diesen Weg gewählt, um einen Ort zu finden, an dem sie in Frieden und Würde ihr

Leben beenden konnten, unbehelligt von Medizinern, die ohnehin nicht mehr helfen konnten, und vom Mitleid, das ihnen inzwischen nur noch lästig war.

Die beiden waren sicher längst tot. Nur ein Wunder hätte sie noch retten können - ein Wunder in Gestalt von zwei Zellaktivatoren. Die aber wuchsen auch auf dem Planeten Lokvorth nicht auf den Bäumen.

»Ich interessiere mich nicht für Lokvorth im allgemeinen und noch nicht einmal für Lokvorth-Therm im besonderen«, erklärte Captain Ahab nüchtern. »Ich bin nur wegen des Humanidroms hier. Alles andere ist mir egal. Von dieser Kolonie habe ich noch nie etwas gehört, und dieses Mädchen ist mir nie über den Weg gelaufen. Was die beiden Frauen betrifft, so weiß ich nicht, was aus ihnen geworden ist, aber wenn sie in den Dschungel gegangen sind, dann sind sie wahrscheinlich inzwischen gestorben, und es ist nicht anzunehmen, daß man jemals auch nur einen einzigen Knochen von ihnen finden wird.«

Und wieder starren sie sich an - der Springer und der Pararealist -, und Shingo wußte, daß Sato Ambush nicht glaubte, was Captain Ahab ihm zu diesem Thema sagte. Er wußte es so genau, als hätte er die Gedanken des Terraners lesen können. Aber mit der gleichen Sicherheit wußte er auch, daß niemand jemals etwas von Captain Ahab erfahren würde, was der Springer nicht aus freiem Willen verraten wollte.

Andererseits: Welchen Grund hätte Captain Ahab haben sollen, ihnen die Antwort auf gerade diese Fragen zu verweigern?

Vielleicht tut er es einfach nur aus Prinzip, dachte Shingo. Das würde zu ihm passen.

Und gleichzeitig stellte er mit nicht geringem Erstaunen fest, daß dieser undurchsichtige Springer ihm sympa-thisch war. Vielleicht hatte das etwas mit den abenteuerlichen Geschichten zu tun, die man sich über Captain Ahab erzählte.

»Zeige uns, was du da drinnen in deinem Versteck aufbewahrst«, sagte Ambush schließlich.

*

Der »Raum-Zeit-Vorhang« hatte eine Wand vorgespiegelt, wo es gar keine Wand gab. Hinter dem arg mitgenom-menen Kampfrobo-ter war ein Gang zu sehen, sauber, hell erleuchtet, mit je zwei Türen auf beiden Seiten und ei-ner fünften Tür an der Stirnseite des Korridors.

Die Räume, die sich hinter den vier seitlichen Türen auftaten, waren alle miteinander in bestem Zustand, mit glatten Wänden, hell und sauber, voll-klimatisiert und mit technischem Ge-rät vollgestopft. Ein guter Teil davon diente Captain Ahabs Sicherheit. Hin-ter der fünften Tür lag sicher sein pri-vates Quartier. Das alles war erstaun-lich schlicht - jedenfalls wenn man be-dachte, wem es gehörte.

Einige Geräte im ersten Raum, den sie betraten, blinkten Alarm.

»Der Raum-Zeit-Vorhang«, kommen-tierte Ahab und nahm verschiedene Schaltungen vor. »Die Technik ist **noch** nicht ganz ausgereift. Ab und zu

habe ich mit Funktionsstörungen zu kämpfen. Aber das wird vorüberge-hen. Ist nur eine Frage der Zeit.«

»Wie hast du die Nakken dazu ge-bracht, dir dieses Prinzip zu verra-ten?« fragte Sato Ambush interessiert.

Ahab lachte dröhnend.

»Du hast es also erkannt«, stellte er fest. »Nun, damit habe ich gerechnet. Es ist einer der Gründe dafür, daß ich den Kontakt zu euch gesucht habe. Du bist ein kluger Mann, Sato Ambush, und sicher wirst du auch erkennen, welchen Wert all dies hier besitzt.«

Sato Ambush blickte auf die Geräte, dann auf Captain Ahab. Er lächelte.

»Wenn du mich so gut kennst, soll-test du aber auch wissen, daß ich mich nicht so leicht ablenken lasse, wenn ich ein bestimmtes Ziel erst einmal ins Auge gefaßt habe«, bemerkte er nüch-tern. »Also - wie bist du an dieses Wis-sen gekommen?«

»Ich habe es von den Nakken«, er-klärte Ahab.

»Von wem auch sonst?« fragte Am-bush amüsiert. »Die Nakken lieben es, sich in Raum-Zeit-Falten zu verstecken. Ich hatte allerdings bisher nicht den Eindruck, daß sie bereitwillig mit jedem dahergelaufenen Fremden dar-über plaudern, welcher Technik sie sich dabei bedienen.«

»Da hast du recht«, stimmte Ahab zu. »Aber einem Freund gegenüber hat man keine Geheimnisse. Das ist auch bei den Nakken nicht anders.«

»Nakken schließen keine Freund-schaften - jedenfalls nicht mit Wesen wie uns.«

»Bin ich denn ein Wesen wie ihr?« fragte Balaam alias Captain Ahab spöttisch.

Sato Ambush bedachte ihn mit ei-nem langen, seltsamen Blick.

»Nein«, sagte er gedehnt. »Aber die Nakken haben sich den Ewigen Krie-gern gegenüber nicht viel anders ver-halten, als sie es uns gegenüber tun. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie mit irgend jemandem Freundschaft schließen - nicht einmal mit Wesen ih-rer eigenen Art. Ihre Denkweise ist so absolut fremd, daß wir es möglicher-weise niemals lernen werden, sie zu verstehen.«

»Da sprichst du für dich selbst«, be-hauptete Captain Ahab grob. »Für mich gelten deine Vorurteile nicht. Ob du es nun glauben magst oder nicht: Ich habe mich mit einem Nakken an-gefunden. Sein Name ist Banishaard. Er war es, der mir den Trick mit den Raumzeit-Falten erklärt hat.«

»Und wie hast du es geschafft, einen Nakken zu freundschaftlichen Gefüh-len zu überreden?«

»Es hat sich so ergeben«, erklärte Ahab leichthin. »Manchmal kommen Nakken nach Lokvorth-Therm. Sie sind hier fremd, und es ist schwer für sie, sich zurechtzufinden. Banishaard befand sich in einer Lage, in der er Hilfe brauchte. Ich konnte ihm diese Hilfe geben. So hat unsere Freund-schaft angefangen.«

Shingo mußte an den Nakken den-ken, den er draußen zwischen den Trümmern gesehen hatte.

»Dann war es vielleicht dieser Ba-nishaard, der uns beobachtet hat!« platzte er heraus.

Captain Ahab warf ihm einen schnellen, scharfen Blick zu, der den jungen Mann auf der Stelle verstum-men ließ.

Shingo erinnerte sich daran, daß der Nakk keinen sehr freundlichen Ein-druck gemacht hatte.

Andererseits -wer wollte schon aus der Haltung ei-nes Nakken auf dessen Gefühle schließen?
»Es wäre möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich«, sagte Ahab dann auch prompt. »Banishaard hätte sich anders verhalten, als du es geschildert hast.«
»Wo steckt dieser Nakk?« fragte Sa-to Ambush. »Kannst du ihn dazu über-reden, ein Gespräch mit mir zu führen?«

Captain Ahab schien darüber nach-zudenken.

»Ich werde es versuchen«, ver-sprach er schließlich, und dann stürzte er sich aufs neue in allerlei technische Erläuterungen.

Er schien allmählich aufzutauen, denn er lachte viel, erklärte bereitwillig die Funktionen zahlloser Geräte und ging mit seinem typischen bissigen Humor auf jede einzelne Bemerkung ein, die Sato Ambush zu machen beliebte.

Shingo, der von technischen Dingen nicht viel verstand und sich daher mehr darauf konzentrierte, dieses selt-same, bärige Wesen zu beobachten, kam zu dem Schluß, daß Ahabs jetzi-ges Verhalten auch wieder nur ein Ab-lenkungsmanöver darstellte. Captain Ahab hatte erkannt, daß Sato Ambush sehr unbequem werden konnte, wenn er zu dem Schluß kam, daß man ihm etwas verschwieg. Also setzte er dem kleinen Mann mit dem großen Kopf so viele und so umfangreiche Antworten auf relativ harmlose Fragen vor, daß der Pararealist gar nicht dazu kam, an die weniger harmlosen Fragen zu denken.

Es war sehr unwahrscheinlich, daß das bei einem Mann wie Sato Ambush längere Zeit hindurch funktionieren würde - falls das überhaupt der Fall war und der Pararealist das Spiel nicht längst durchschaut hatte.

Trotzdem hielt Shingo es für besser, wenn er jemandem seine Beobachtun-gen mitteilte. Da er an Sato Ambush im Moment nicht herankam, Ohne gleichzeitig auch in Captain Ahabs Hörweite zu bleiben, wandte er sich an Loydel Shvartz.

Der Kommandant der UXMAL be-trachtete den jungen Mann vom Planeten Durning nachdenklich.
»Du könntest recht haben«, sagte er leise, nachdem er sich mit einem schnellen Blick davon überzeugt hat-te, daß Ahab hinreichend damit be-schäftigt war, Sato Ambush irgendein technisches Detail zu erklären. »Aber genausogut kannst du auch völlig da-nebenliegen. Dieses Wesen, das wir Captain Ahab nennen, ist fast genauso schwer zu durchschauen wie die Nakken.«

»Aber er ist ein Mensch«, wider-sprach Shingo zögernd. »Oder etwa nicht?«

Und dabei dachte er an diesen frem-den Geruch, der von Captain Ahab ausging und der so gar nicht zu einem Springer passen wollte - überhaupt zu *keinem* lebenden Wesen, das er je ge-rochen hatte.

Loydel Shvartz schüttelte den Kopf.

»Das dort«, sagte er leise, »ist Stal-ker - der ehemalige Soho der Milch-straße.«

»Oh!« machte Shingo überrascht.

Und von da an sagte er lange Zeit gar nichts mehr. Er war hinreichend damit beschäftigt, sein Gedächtnis nach Informationen über Stalker zu durchforschen.

Er fand nicht viel. Seine Schulung war nicht komplett. Er hatte es allzu eilig gehabt, in den Weltraum zurück-zukehren und die Suche nach seiner Familie wiederaufzunehmen.

6.

Captain Ahab beendete die Führung durch sein technisch gut ausgestatte-tes Versteck ziemlich abrupt, indem er vor einer Batterie von Ortungsgeräten anhielt und ein Bild der Stadt Lok-vorth-Therm mitten in den Raum pro-jizierte.

»Was ich von euch brauche«, sagte er dabei, »ist technische Unterstüt-zung bei einem Vorhaben, mit dem ich mich schon seit einer ganzen Weile herumschlage.«

Das Bild der Trümmerstadt wurde von allerlei leuchtenden Linien durch-zogen. Ahab deutete auf das schim-mernde Netz und fuhr fort:

»Meine technischen Mittel sind be-grenzt. Ich kann in dieser Umgebung nicht so vorgehen, wie ich es gerne möchte, denn ich habe keine Lust, die Aufmerksamkeit der Cantaro auf mich und mein Versteck zu lenken. Es hat mich genug Zeit und Arbeit geko-stet, dies alles aufzubauen, und ich bin nicht sehr darauf erpicht, noch einmal ganz von vorne anfangen zu müssen.«

Shingo war offenbar nicht der einzi-ge, der sich über diese Ausführungen wunderte: Auch Loydel Shvartz und

Sato Ambush schienen nicht ganz da-von überzeugt zu sein, daß Ahab die Hilfe der Galaktiker brauchte, um mit irgendeinem technischen Problem fertig zu werden.

»Die Cantaro haben es euch erlaubt, auf Lokvorth zu landen«, sagte Cap-tain Ahab, ohne sich um die

ungläubi-gen Blicke seiner Besucher zu küm-mern. »Sie haben eure Behauptung akzeptiert, daß ihr hier historischen Forschungen nachgehen wollt. Sie werden sich also auch nicht darüber wundern, wenn ihr die entsprechen-den Aktivitäten entfaltet. Im Gegen-teil: Sie werden viel eher Verdacht schöpfen, wenn ihr das *nicht* tut.«

Sato Ambush räusperte sich und be-trachtete die leuchtenden Linien.

»Worum geht es bei dieser Darstel-lung?«

»Ich bemühe mich, einen Transm,itt-er anzupeilen, der sich hier in dieser Stadt belinden muß.«

»Was sollte daran schwierig sein? Selbst wenn er noch so gut gegen jede Art der Ortung abgesichert ist - hier in Lokvorth-Therm sollte es trotzdem leicht sein, ihn zu finden. Hier gibt es einfach zu wenige Geräte, deren Emis-sionen die Streustrahlungen eines Transmitters überdecken könnten.«

»Es ist ein Transmitter, der den Nak-ken gehört«, erklärte Ahab in einem Tonfall, als sei damit alles hinreichend erklärt. Sato Ambush akzeptierte die-se Antwort ohne erkennbare Gemüts-bewegung.

»Eine Verbindung zum Humani-drom?« fragte er skeptisch.

»Was sollte es sonst sein?« fragte Ahab zurück.

»Eine solche Transmitter-Verbin-dung käme uns natürlich wie geru-fen«, meinte Sato An»bush nachdenk-lich. »Aber ich frage mich, warum die Nakken sich auf ein solches Risiko einlassen sollten. Welchen Grund könnte irgendein Nakk wohl haben, hier unten auf diesem kochendheißen Planeten herumzukriechen?*

»Woher soll ich das wissen?« fragte Ahab gereizt. »Vielleicht wollen sie sich ab und zu die nicht vorhandenen Beine vertreten, oder sie haben Sehn-sucht nach frischer Luft - wer kann das schon beurteilen?«

»Ich ganz sicher nicht«, erwiderte Ambush nüchtern. »aber wenn die Nakken einen solchen Transmitter nur zum Zweck der Freizeitgestaltung unterhalten, dann hätten sie sich ei-nen besseren Standort dafür aussu-chen können. Dies ist die einzige grö-ßere Stadt auf dem gesamten Plane-ten. Es wäre doch eine schier unglaub-liche Dummheit, eine geheime Trans-mitterstation ausgerechnet hier einzu-richten, wo jederzeit irgend jemand durch einen dummen Zufall darüber stolpern könnte!«

»Ich habe keine Ahnung, was die Nakken sich dabei gedacht haben«, knurrte Captain Ahab, dem diese Fra-gen offenbar auf die Nerven gingen. »Ich weiß nur, daß sie es getan haben. Die Station existiert - dafür habe ich Beweise.«

»Warum fragst du nicht deinen Freund Banishaard?« fragte Sato Am-bush mit scheinbarer Gelassenheit. Captain Ahab starre den kleinen Mann mit dem großen Kopf an, und Shingo zog sich vorsichtshalber in Richtung auf die nächste Tür zurück. Er rechnete ziemlich fest damit, daß der angebliche Springer im nächsten Moment einer Wutanfall bekommen würde.

Aber Ahab blieb ruhig.

»Ich kann Banishaard nicht fragen«, sagte er langsam. »Er ist ver-schwunden.«

»Seit wann?« fragte Sato Ambush.

»Seit einigen Tagen. Ich kann den genauen Zeitpunkt seines Verschwin-dens nicht bestimmen. Ich war unter-wegs - euretwege. Als ich hierher zu-rückkehrte, war der Nakk nicht mehr da.«

»Was tun die Nakken im Humani-drom?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hast du Banishaard nicht danach gefragt?«

»Was glaubst du denn? Ich habe mir den Mund fusselig geredet! Aber du kennst doch diese Kerle. Wenn ein Nakk nicht will, dann will er eben nicht!«

»Aber er hat dir doch schon den Trick mit den Zeitfalten verraten. War-um hat er dann nicht auch über das Humanidrom gesprochen?«

»Du kannst ihn ja mal fragen, wenn du ihn triffst!« knurrte Captain Ahab ungnädig.

Sato Ambush ließ sich dadurch nicht abschrecken.

»Warum willst du ins Humani-drom?« fragte er ungerührt weiter.

»Das habe ich doch schon gesagt! Da oben gibt es viel zu holen.«

»Schätze?«

»Vielleicht - vor allem in Form von Wissen. Was soll dieses Verhör? Du traust mir wohl nicht?«

»Ich will es mal so ausdrücken«, sagte Sato Ambush nachdenklich,

»ich werde das unangenehme Gefühl nicht los, daß du uns nicht die ganze Wahrheit sagst.«

»Gibt es denn überhaupt eine ganze Wahrheit?« fragte Captain Ahab spöt-tisch und verzichtete im gleichen Atemzug auf die Beantwortung seiner Frage, indem er eine wegwerfende Ge-ste vollführte. »Das

ist doch alles völ-lig unwichtig. Ihr wollt ins Humani-drom, und ich will auch ins Humani-drom. Jeder von uns hat seine eigenen Gründe. Das ist alles. Das gemeinsa-me Ziel sollte Grund genug für uns sein, in dieser Sache zusammenzuar-beiten. Oder bist du anderer Mei-nuag?«

Sato Ambush zuckte die Schultern und wandte sich wieder der Projek-tion zu.

»Es sieht aus, als hättest du die Transmitterstation bereits gefunden«, stellte er fest und deutete auf einen Punkt, in dem sich viele Linien trafen.

»Nur eine Frage des Maßstabs«, wi-dersprach Ahab nüchtern und nahm eine Schaltung vor. »Ich weiß jetzt, in welcher Gegend ich suchen muß -oder besser gesagt: Ich *glaube* es zu wissen. Ganz sicher bin ich mir mei-ner Sache nicht.«

»Was wollen diese Nakken hier in Lokvorth-Therm? «

»Und wenn du es mich noch tau-sendmal fragst: Ich weiß es nicht! Es gibt da allerdings ein Gerücht - ich weiß nicht, ob etwas Wahres daran ist, aber es heißt, daß Menschen ver-schwunden sind.«

»Als ein Gerücht würde ich das nicht gerade bezeichnen! In ganz Lok-vorth-Therm spricht man davon.

Aber

es sind nicht die Nakken, die dahinter-stecken, sondern die Cantaro.«

»Die Gerüchte, die ich meine, be-treffen die Vergangenheit«, behaupte-te Captain Ahab. »Und es geht nur um wenige, einzelne Personen.«

»Wir haben bisher keine Hinweise darauf, daß die Nakken sich aktiv an derlei Dingen beteiligen«, sagte Sato Ambush nachdenklich. »Es wäre eine ziemliche Überraschung für uns, wenn sich jetzt herausstellen sollte, daß sie sich auch auf diese Weise betä-tigen.«

»Na und?« fragte der ehemalige So-tho höhnisch. »Was wißt ihr schon über die Nakken!«

»Du könntest uns auf die Sprünge helfen und uns verraten, was *du* über sie weißt«, schlug Sato mit sanfter Stimme vor.

»Nichts«, erklärte Stalker Iakonisch. Sato Ambush musterte Captain Ahab nachdenklich. Ahab blickte spöttisch auf ihn hinab. Seine Blicke verrieten, daß es keinen Sinn haben würde, ihm weitere Fragen zu diesem Thema zu stellen. Er hatte es schon immer großartig verstanden, seine Ge-heimnisse für sich zu behalten.

»Es ist immer noch ein viel zu gro-ßes Gebiet«, sagte der Springer, ab-rupt das Thema wechselnd, und deu-tete auf die Darstellung.

Dort war jetzt, bei stärkerer Vergrö-ßerung, deutlich zu erkennen, daß die Linien sich keineswegs in einem Punkt trafen, sondern ein Gelände umschrieben, das eine Seitenlänge Von mindestens einem Kilometer ha-ben mußte.

»Es ist ein sehr unübersichtliches Gelände«, erklärte Ahab. »Dicht be-baut, mit unzähligen Innenhöfen und ähnlichem Kram. Außerdem gibt es dort subplanetarische Gewölbe - ich habe keine Ahnung, wie tief die hinab-reichen. Es ist das reinste Labyrinth.« »Also genau der richtige Ort, um ei-nen Transmitter zu verstecken«, mur-melte Sato Ambush. »Gibt es außer diesen Meßergebnissen noch irgendei-nen anderen Anhaltspunkt?«

»Ja«, sagte Ahab. »Die GP-, Freunde.«

»Und was sind das für Leute?« »Verrückte«, behauptete Ahab. »Sie haben sich eine völlig verdrehte Phi-losophie zurechtgebastelt. Sie beten die Nakken an.«

»Wie bitte?« fragte der Pararealist verblüfft.

»Sie glauben, daß die Nakken gute Beziehungen zu den Geistern haben«, erklärte Captain Ahab mit einer vielsa-genden Geste. »Sie hoffen wohl, daß die Nakken im Jenseits ein gutes Wort für die GP-Freunde einlegen werden -vorausgesetzt, die GP-Freunde ma-chen sich schon im Diesseits bei den Nakken beliebt.«

»Heißt das, daß diese Leute tatsäch-lich Kontakt zu den Nakken haben?«

»Keineswegs. Was sollten die Nak-ken wohl mit solchen Spinnern an-fangen?«

»Aber auf irgendeine Weise müssen diese ... wie heißen die?« »GP-Freunde.«

»Also diese GP-Freunde doch erst einmal auf eine so haarsträubende Idee gekommen sein!«

»Drei von ihnen haben in dieser Ge-gend einen Nakken gesehen. Das ist bereits rund einhundert Jahre her.« »Dann haben sie aber ein ziemliches

Durchhaltevermögen! Vielleicht könnte man von diesen Leuten etwas erfahren.«

»Das habe ich schon versucht«, er-klärte Captain Ahab und winkte ab. »Die wissen gar nichts - die

vermuten nur, und das noch dazu bei ausgeklop-peltem Verstand. Und wenn sie jemals etwas gewußt haben sollten, dann ha-ben sie es mittlerweile so gründlich verdreht, daß ein vernünftiger Mensch sowieso nichts mehr damit anfangen kann. Trotzdem muß die Station ir-gendwo in der Nähe dieses merkwür-digen Vereins zu finden sein.«

»Kannst du uns die Daten geben, die du bereits erarbeitet hast?«

»Nichts anderes hatte ich vor«, erwi-derte Ahab nüchtern. »Ich würde vor-schlagen, daß ihr ein paar Geräte hier herunterbringt - mir fehlt noch ver-schiedenes, wie du sicher bemerkt hast. Und dann suchen wir diese Sta-tion gemeinsam.«

»Gut«, sagte Sato Ambush. »Dieser Vorschlag klingt vernünftig.«

Captain Ahab musterte ihn von oben bis unten und nickte. Er lächelte leutselig.

»Dann ans Werk!« sagte er.

*

»Das gefällt mir nicht«, brummte Loydel Shvartz, als sie Captain Ahabs »Klausen« verlassen hatten und sich auf den Weg zu ihrem Stützpunkt be-gaben. »Und dieser Kerl gefällt mir noch viel weniger. Ich glaube nicht, daß man ihm vertrauen kann. Er wird uns unterbuttern und betrügen, wann immer wir ihm den Rücken zuwen-den. Und in der übrigen Zeit wird er uns einfach ins Gesicht lügen. Das ist ein Betrüger, ein Halsabschneider. Mit solchen Leuten sollte man sich gar nicht erst einlassen!«

»Du hast sicher recht«, gab Sato Ambush bereitwillig zu. »Aber im Augenblick brauchen wir ihn.«

»Wozu?« fragte Loydel Shvartz un-willig. »Wir wissen jetzt, wonach wir zu suchen haben, und wir wissen so-gar schon, auf welchen Teil der Stadt wir uns bei dieser Suche konzentrie-ren müssen. Wir brauchen diesen Kerl nicht mehr. Er hat uns schon alles ver-raten, was wir von ihm erfahren können.«

»Da kennst du Stalker schlecht«, sagte der Pararealist nüchtern. »Der hat mehr Asse im Ärmel, als du in ei-ner ganzen Spielkarten-Fabrik finden könntest!«

»Meinst du nicht, daß das vielleicht ein bißchen übertrieben sein könnte?«

»Im Gegenteil. Wir müssen an ihm dranbleiben. Wer weiß, wann sich noch einmal eine solche Chance er-gibt!«

»Was für eine Chance? Wenn du dar-auf aus bist, daß dir einer die Hucke voll lügt - da kann ich dir jede Menge Tips geben. Zur Not springe ich auch selbst in die Bresche, obwohl ich si-cher kein so begnadeter Lügner bin wie dieser Captain Ahab.«

»Was ist mit Shingo?« fragte Sato Ambush, um Loydel Shvartz endlich von diesem Thema abzubringen.

»Wer hat ihm befohlen, uns zu folgen? Warst du das?«

»Ich habe derartige Aktionen aus-drücklich verboten!«

»Du scheinst deine Leute nicht sehr fest im Griff zu haben.«

»Was erwartest du von denen? Das sind keine Soldaten, sondern Wider-stands-kämpfer. Und was Shingo be-trifft - der braucht keinen Befehl, um zu wissen, was er zu tun und zu lassen hat.«

»Stimmt das, Shingo?« Der zierliche junge Mann von Durt-ning hörte die Frage, antwortete je-doch nicht. Etwas anderes fesselte sei-ne Aufmerksamkeit. Er trat dicht an seinen Kommandanten heran.

»Sprich weiter!« flüsterte er so leise, daß man es schon einen Meter weiter nicht mehr hören konnte.

Im nächsten Augenblick war er hin-ter einem Gebüsch verschwunden.

»Shingo ist ein Fall für sich«, sagte Loydel Shvartz scheinbar gelassen. »Ein seltsamer kleiner Kerl.

Übrigens - was ist mit dieser Mathlyn, von der du vorhin gesprochen hast?«

Sato Ambush hatte Shingos plötzli-ches Verschwinden zur Kenntnis ge-nommen und ging bereitwillig auf das Spiel ein.

»Es ist einfach nur ein Mädchen«, erklärte er. »Auch ein bißchen selt-sam. Ich würde zu gerne wissen, was es mit dieser Kolonie auf sich hat. Es ist doch merkwürdig, daß niemand et-was Genaues darüber zu wissen scheint!«

»Hat Dao-Lin-H'ay nichts erzählt?« »AUes, was sie zu diesem Thema zu sagen beliebt, läuft darauf hinaus, daß sie diese Mathlyn für vertrauenswür-dig hält.« Sato Ambush sah sich un-auffällig nach Shingo um, konnte ihn aber nirgends entdecken und fuhr fort: »Ich hoffe, daß uns noch genug Zeit bleibt, um selbst da draußen nachzusehen.«

»Hoffst du auf ein Wunder?« fragte Loydel Shvartz.

Sato Ambush schwieg für einen Au-genblick. -

»Wer tut das nicht?« fragte er leise. »Nein, natürlich glaube ich nicht dar-an. Aber irgendwann wird irgend

je-mand fragen, wo ... ihre Gräber sind.«

Loydel Shvartz war froh, als er Shin-go sah, der mit gewohnter Plötzlich-keit vor ihnen stand.

»Da sitzen ein paar Männer zwi-schen den Trümmerri«, berichtete Shingo leise. »Sie beobachten Captain Ahabs Klause. Zwei von ihnen habe ich gesehen, vier weitere gehört. Sie wirken feindselig.«

»In dieser Gegend leben bestimmt noch mehr Leute«, meinte Loydel Shvartz. »Sie müssen es nicht unbedingt auf Ahab abgesehen haben.«

»Hier wohnt niemand«, erklärte Shingo. »Captain Ahab hat sich wohl-weislich einen Platz ausgesucht, an dem er vor neugierigen Nachbarn si-cher ist. Und diese Männer beobach-ten seine Unterkunft und sonst nichts.«

»Er wird schon wissen, wie er sie sich vom Hals halten muß«, meinte der Kommandant der UXMAL gelas-sen - es war offensichtlich, daß Stal-kers persönliche Sicherheit nicht ge-rade ein Problem war, das Loydel Shvartz auf den Nägeln brannte.

»Ich könnte hierbleiben und aufpas-sen«, schlug Shingo vor.

Loydel Shvartz schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Wenn Ahab Ärger mit den Einhei-mischen hat«, sagte ery »dann soll er den selbst ausbaden. Wir Können es uns nicht leisten, uns da einzumischen

und damit unsere ganze Mission zu ge-fährden!«

Shingo fand diese Entscheidung enttäuschend. Er blickte Sato Am-bush hilfesuchend an, aber der Para-realist schien nicht geneigt zu sein, den Kommandanten der UXMAL zu übergehen, indem er anderslautende Anweisungen gab. Er warf dem zierli-chen jungen Mann nur einen amüsier-ten Blick zu und ging dann weiter.

»Wir sollten uns beeilen«, sagte er dabei. »Es ist schon Nachmittag. Die ersten Lokvorther werden bald aufwa-chen. Wir sollten unsere Vorbereitun-gen abgeschlossen haben, bevor sie hier überall herumwimmeln. Sie er-wecken zwar den Eindruck, als wären sie ausschließlich an ihren eigenen Angelegenheiten interessiert, aber sie sind eigenwillig und manchmal auch sehr neugierig. Es wäre schon unange-nehm genug, wenn irgendein Pluto-krat auf die Idee käme, daß Teile unse-rer Ausrüstung in seine Sammlung passen könnten, von anderen Kompli-kationen ganz zu schweigen. Ich will nicht, daß diese Leute uns in die Que-re kommen. Das könnte die Aufnjerksamkeit der Nakken und der Cantaro erregen - ganz abgesehen davon, daß es sich in der Dunkelheit schlecht ar-beiten läßt.«

»Noch dazu unter solchen Bedin-gungen, wie sie hier bestehen«, stimmte Loydel Shvartz dem Pararea-listen zu. »Für Licht könnten wir schon sorgen - aber damit würden wir die Lokvorther noch zusätzlich auf uns aufmerksam machen.«

»Ein interessantes Phänomen«, murmelte Sato Ambush und lächelte. »Es ist alles eine Sache der Aufmerk-

samkeit, nicht wahr? Merkwürdig, wie leicht es manchmal ist, einen Men-schen von einer bestimmten Sache ab-zulenken, indem man bewußt darauf verzichtet, ihm zu widersprechen -oder ihm zuzustimmen.«

Loydel Shvartz blickte den Pararea-listen verständnislos an. Dann runzel-te er die Stirn und sah sich um. Shingo Leddigg war verschwunden. »Wie du schon sagtest«, bemerkte Sato Ambush, »ist dieser erstaunliche junge Mann durchaus imstande, selbst zu erkennen, was zu tun ist. Und Mut hat er auch. Mach jetzt bitte nicht den Fehler, nach ihm zu rufen. Du würdest ihn damit nur zusätzlich in Gefahr bringen.«

Loydel Shvartz sah eher so aus, als spiele er mit dem Gedanken, dem Pa-rarealisten an die Gurgel zu gehen.

»Sollte dieser Captain Ahab es in deinen Augen tatsächlich wert sein, daß man seinetwegen das Leben eines solchen Jungen in Gefahr bringt?« fragte er, und seine Stimme klang hei-ser vor unterdrückter Wut.

»Ich glaube nicht, daß es ernsthaft gefährlich für ihn werden wird«, erwi-derte Sato Ambush gelassen.

»Erstens kann er offenbar sehr gut auf sich selbst aufpassen, und zweitens müßte man ihn ja schließlich erst mal erwi-schen, ehe man ihm etwas antun könnte. Und das dürfte ein echtes Pro-blem für jeden sein, der es versuchen möchte.«

7.

Zwei, drei schnelle Sprünge hatten Shingo genügt, um geräuschlos in ei-nem Gebüsch zu verschwinden. Dort 'verharrete er regungslos und blickte zu den beiden Männern hinüber. Er hatte kein sehr schlechtes Gewis-sen bei dem Gedanken, daß er soeben gegen eine ausdrückliche Anordnung seines Kommandanten verstoßen hat-te. Ihm war klar, daß er kein beson-ders wertvolles

Mitglied der Mann-schaft um Loydel Shvartz war. Auf ei-nem Planeten wie diesem mochte das nicht so ins Augen fallen, aber im Weltraum sah es ganz anders aus - da war er eigentlich nur ein nutzloser Es-ser an Bord.

Wenn man ihn das so selten spüren ließ, dann nur deshalb, weil er es dank seiner speziellen Veranlagung ver-stand, den Leuten aus dem Weg zu ge-hen, bevor sie ihn als wirklich störend empfinden konnten.

Abgesehen da-von neigten selbst hartgesottene Raumfahrer dazu, einem so zierlichen, kindlich wirkenden Wesen wie Shingo manches nachzusehen, was sie einem normalen Erwachsenen übel ange-kreidet hätten.

Shingo hörte das Gespräch der bei-den Männer mit an und stellte mit gro-ßer Erleichterung fest, daß sein Ver-halten sicher keine allzu bösen Folgen haben würde, da Sato Ambush ihm of-fenbar beizustehen gedachte. Und er war überrascht und ein wenig gerührt, als er begriff, daß Loydel Shvartz sich tatsächlich Sorgen um ihn zu machen schien. Er hätte das nie für möglich gehalten.

Die beiden Männer entfernten sich Schließlich.

Shingo saß zwischen großen leder-artigen Blättern, lauschte auf das viel-fältige Rascheln und all die anderen

leisen Geräusche und wurde sich plötzlich der Tatsache bewußt, daß er sich in einer ihm fremden Welt befand und sehr alleine war. Er wußte noch nicht einmal, welche der vielen Pflan-zen um ihn herum eßbar waren und welche Arten möglicherweise eher da-zu neigten, *ihn* aufzufressen.

Da hörte er einen unterdrückten Laut, ein halbersticktes Husten, und vergaß diese kurzfristige, sentimenta-le Anwandlung. Allein?

Er war alles andere als das. Der Strauch mit den ledrigen Blät-tern schien nicht die Absicht - oder die Möglichkeit - zu haben, Shingo in irgendeiner Weise zu belästigen, und so blieb er fürs erste in diesem Ver-steck, denn hier würde man ihn nur sehr schwer entdecken können.

Zwei der Männer, denen seine Auf-merksamkeit galt, steckten keine zehn Meter von ihm entfernt hinter einer niedrigen Mauer, die sie davor be-wahrte, von der Straße aus gesehen zu werden. Sie hatten dieses Versteck erst vor wenigen Minuten aufgesucht, als sie bemerkten, daß jemand Cap-tain Ahabs »Klause« verließ. Sie litten unter der Hitze, und außerdem hatten sie Angst - Shingo konnte es deutlich riechen. Sie hatten es nicht gewagt, auch nur einen einzigen Blick über die Mauer hinweg zu riskieren, seit sie die erste Bewegung an Captain Ahabs »Haustür« bemerkt hatten.

Offensichtlich hatten sie keine Ah-nung davon, daß Shingo zurückge-blieben war, um sie zu beobachten.

Noch viel weniger ahnten sie, wie na-he er ihnen war. Der eine, der gehustet hatte, ächzte erschrocken - offenbar hatte sein Ge-fährte ihm einen kräftigen Rippenstoß versetzt. Dem Ächzen folgte ein wü-tender, halbgeflüsterter Kommentar:

»Hab dich nicht so! Sie sind weg. Sie haben uns überhaupt nicht bemerkt.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, erwiderte der andere. »Wir sollten von hier verschwinden, bevor wir Prügel beziehen!«

»Von denen?« Das klang sehr ver-ächtlich. »Die sind zu dumm, um uns zu erwischen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Sie müssen dumm sein, wenn sie freiwillig am Tage in der Gegend her-umlaufen. Ich komme mir schon selbst wie ein Idiot vor, weil ich bei dieser Hitze hier draußen hocke, an-statt zu schlafen, wie es sich für einen vernünftigen Menschen gehört.«

»Jepht...«

»Jepht kann mir gestohlen bleiben. Der Alte ist doch nicht mehr normal! Wozu sollen wir diesen Balaam beob-achten? Das einzige Vernünftige wäre, zu ihm zu gehen und die Wahrheit aus ihm herauszuprügeln.«

»Er ist sehr stark.«

»Sagt Jepht. Kannst du mir mal ver-raten, wie der das beurteilen will? Jepht hält es doch schon für Schwer-arbeit, wenn er seinen Besen schwin-gen muß.«

»Dieser Balaam ist stark. Ich habe mal versucht, diese Tür anzuheben, die Balaam immer so einfach beiseite stellt. Ich konnte sie nicht von der Stelle bewegen.«

Schritte näherten sich, und die bei-den verstummteten erschrocken.

»Jemand muß diese Fremden beob-achten«, sagte eine Stimme, die Shin-go vorher noch nicht vernommen hat-te. »Gellm - geh ihnen nach!«

»Das werde ich nicht tun!« erwiderte der Mann namens Gellm wütend. »Es sind noch drei Stunden bis Son-nenuntergang. Ich werde einen Son-nenstich bekommen!«

»Du wirst ein paar Beulen bekom-men, wenn du nicht sofort tust, was ich dir sage!« fauchte der Neuan-kömmeling. »Und ich werde es sein, der dir diese Beulen verpaßt.«

»Du hast mir nichts zu befehlen!«

»Ach ja?«

Es gab einen dumpfen Laut, einen kurzen Schmerzensschrei und dann ein lautes Getrampel. Ein Lokvorther stolperte auf die Straße hinaus und rannte hastig in Richtung Zentrum.

Shingo nutzte die schützende Ge-räuschkulisse und blickte einen Au-genblick später in das Versteck hinter der Mauer hinab. Dort stand ein Lok-vorther, der einen kurzstieligen Besen in der Hand hielt - er schwang diesen Besen, als handele es sich um eine Waffe. Ein zweiter Mann saß auf ei-nem Trümmerbrocken und blickte ängstlich zu dem Besitzer des Besens auf.

»Er ist kein Zweifler, Jaryd!« sagte der ängstliche Mann beschwörend. »Das weißt du doch. Er redet nur manchmal zuviel, aber er meint es nicht so.«

»Tatsächlich?« Jaryd ließ den Be-senstiel durch die Luft sausen. »Ich glaube eher, daß wir uns mit ihm ei-nen Spitzel eingefangen haben. Warst du nicht kürzlich bei ihm? Hat er ir-gend etwas in seinem Besitz, das ihn verdächtig machen könnte?«

»Nein«, versicherte der ängstliche Lokvorther hastig.

»Dann hast du schlechte Augen«, bemerkte Jaryd drohend. »Ich habe nämlich selbst nachgesehen.« »-•

»Als ich bei ihm war, hatte er nichts«, sagte der Mann auf dem Stein tapfer.

Jaryd betrachtete ihn lange und gründlich.

»Wir können uns jetzt keine Fehler leisten«, sagte er schließlich. »Ich hof-fe, du siehst das ein.«

»Selbstverständlich, Jaryd! Ich weiß, worauf es ankommt. Wir werden diesen Balaam bestrafen und an die Nakken ausliefern, und Gellm wird dabei mithelfen. Er wird keinen Feh-ler mehr machen, und er wird auch mit seinen Bemerkungen vorsichtiger sein.«

»Das will ich hoffen«, sagte Jaryd. »Und zwar in deinem Interesse. Du hast ihn zu uns gebracht. Du bist sein Bürge. Vergiß das nicht!«

»Niemals, Jaryd!«

Jaryd schien sich damit zufrieden-geben zu wollen.

»Es wäre schlimm, wenn dieser Mörder da drinnen Verstärkung bekä-me«, bemerkte er noch, bevor er da-vonstapfte. »Wir sollten diese Frem-den ausräuchern, bevor es zu spät ist.«

»Der große Nakk wird uns helfen«, versicherte der Mann auf dem Stein demütig.

Dergroße Nakk.

Shingo zog sich lautlos zurück und dachte nach.

Das mußten die GP-Freunde sein, von denen Captain Ahab gesprochen hatte - diese Leute, die die Nakken anbeteten. Und diese Lokvorther

wollten offensichtlich nicht nur Stal-ker, sondern auch den Galaktikern an den Kragen gehen.

Wobei sich natürlich die Frage er-hob, wie weit sie damit kommen wür-den. Wenn sie nichts Besseres aufzu-bieten hatten als einen Besenstiel, um damit ihren Gegnern zu Leibe zu rük-ken, dann konnte man diese ganze An-gelegenheit getrost vergessen.

Was sollte er tun?

Auch wenn das nur ein paar Ver-rückte waren und ihre »Bewaffnung« es kaum wert war, überhaupt erwähnt zu werden: Sie konnten Schaden an-richten. Es würde daher besser sein, die Galaktiker zu warnen, damit sie auf Besucher dieser Art achten könnten.

Aber zuerst war Captain Ahab an der Reihe.

»Das war unvorsichtig von dir«, sag-te der Springer mit grollender Stim-me. »Meine Sicherheitsvorkehrungen hätten dich das Leben kosten könneh!«

»Ich war sehr vorsichtig«, wehrte Shingo ab. »Das bin ich immer. Und es war unbedingt notwendig, daß ich herkam. Da draußen sitzen ein paar Lokvorther herum. Sie sind sehr wü-tend auf dich. Sie sagen, du seist ein Mörder, und sie wollen dich an die Nakken ausliefern.«

Captain Ahab stutzte für einen Au-genblick. Dann lachte er dröhnend auf.

»Die GP-Freunde«, sagte er und riickte. »Ein total verrückter Haufen!

Keine Angst, junger Mann, die können mir nichts tun.«

»Aber sie meinen es wirklich ernst. Ichweißes!«

»Das nutzt ihnen auch nichts.«

Shingo stellte resignierend fest, daß Ahab nicht die leiseste Absicht hatte, die Warnung ernst zu nehmen. Der junge Mann vom Planeten Durning sagte sich, daß der ehemalige Soho selbst am besten wissen mußte, wie groß die Gefahr war - wenn es über-haupt eine Gefahr gab. Trotzdem war ihm nicht wohl dabei.

»Warum nennen sie dich einen Mör-der?« fragte er schüchtern.

»Ein Mißverständnis!« erklärte Ah-ab und winkte verächtlich ab. »Weiter nichts.«

Shingo fragte sich, ob er es wagen konnte, weiter nachzufragen. Aber zu seiner Überraschung kam Captain Ahab ihm zuvor.

»Warum sollte ich es dir nicht erzäh-len?« murmelte er und betrachtete Shingo nachdenklich. »Es ist ja kein Geheimnis. Um es anders auszudrük-ken: Ich hatte nicht die Absicht, eines daraus zu machen.« Er ließ sich schwerfällig in einem Sessel nieder und starrte düster vor sich hin.

»Es geht um einen Nakken«, sagte er schließlich. »Genauer gesagt: um ei-nen *toten* Nakken. Ich habe ihn drau-ßen zwischen den Trümmern gefun-den. Ich verstehe nicht viel von der Physiologie dieser Wesen, aber *die-sem* Nakken war beim besten Willen nicht mehr zu helfen. Ich habe über-legt, was ich mit ihm machen sollte, und dann sind mir die GP-Freunde eingefallen. Ich habe mir gedacht, daß es eine gute Gelegenheit sei, eine Re-aktion zu provozieren.«

»Warum? Und bei wem?«

»Bei den GP-Freunden. Siehst du -ich weiß nicht viel über sie. Ich habe sie immer für einen verdrehten Hau-fen gehalten, und ich dachte, das gan-ze Gerede über die Nakken und den Kontakt, den die GP-Freunde zu ih-nen haben wollten, wäre nur ein Hirn-gespinst. Aber da waren einige Dinge, die mich stutzig machten. Meßergeb-nisse zum Beispiel.« Er zuckte die Schultern und fuhr fort: »Es sieht so aus, als sei der Transmitter ziemlich genau an derselben Stelle versteckt, an der diese GP-Freunde ihre merkwürdigen Riten abhalten. Und darum habe ich den *toten* Nakken zu ihnen gebracht.«

»Du hast gehofft, daß sie Kontakt mit dem Humanidrom aufnehmen würden«, vermutete Shingo.

»Ja«, erwiderte Captain Ahab dü-ster. »Es wäre der Beweis gewesen, den ich noch brauchte. Und wenn sie Verbindung aufgenommen hätten, dann wäre ich zur Stelle gewesen. Es wäre die beste Gelegenheit gewesen, die ich mir hätte wünschen können.«

»Und *haben* sie Verbindung aufge-nommen?«

»Diese Schaumschläger? Natürlich nicht.« Captain Ahab seufzte. »Ich weiß allmählich wirklich nicht mehr, was ich von denen halten soll.«

Shingo dachte darüber nach.

»Aber du hattest doch diesen Nak-ken, der dein Freund ist«, sagte er schließlich zögernd. »Warum hast du den nicht gefragt?«

»Hast du vergessen, daß er ver-schwunden ist?«

»Dann hättest du wenigstens darauf achten müssen, daß die GP-Freunde dich nicht sehen konnten.«

»Oh, sie haben mich nicht gesehen.«

»Aber wie sind sie denn dann darauf gekommen, daß ausgerechnet *du* den Nakken ermordet hast?«

»Hm, na ja, sie haben mich nicht ge-sehen, als ich die Leiche vor ihren Tempel legte. Aber sie haben mich überrascht, als ich später noch mal dorthin zurückkehren mußte.«

»Und warum mußtest du zurück-kehren?« fragte Shingo ungeduldig.

»Um etwas zu klären«, sagte Captain Ahab, und er beobachtete Shingo, während er sprach. »Ich sagte ja be-reits, daß Banishaard verschwunden war und ich nicht herausbekommen konnte, wo er steckte. Da kam mir plötzlich die Idee, daß das möglicher-weise einen ganz einfachen Grund ha-ben möchte. Daß Banishaard nämlich vielleicht gar nicht mehr am Leben war.«

»Der tote Nakk!« flüsterte Shingo erschrocken.

»Ja, genau.«

»Aber hättest du das nicht schon se-hen müssen, als du die Leiche gefun-den hast? Du hättest ihn doch sicher erkannt!«

»Einen Nakken? Du machst wohl Witze! Es ist fast unmöglich, die Kerle auseinanderzuhalten, wenn sie noch am Leben sind. Bei einem toten Nak-ken - aber ich möchte dich lieber nicht mit den entsprechenden Einzel-heiten belästen. Immerhin — es gab ein Merkmal. Um das zu fmden, mußte ich noch einmal zu diesem Tempel ge-und die Leiche untersuchen. Und

dabei haben ein paar von den GP-Freunden mich gesehen.«

»Wares Banishaard?«

Captain Ahab schien die Frage nicht gehört zu haben.

»War es Banishaard?« fragte Shingo noch einmal, diesmal etwas lauter. »Ist er tot?«-

»Ja«, knurrte der ehemalige Sotho. »Es war Banishaard.«

»Woran ist er gestorben?«

»Ich weiß noch nicht einmal, was ei-nen Nakken am Ticken hält. Noch viel weniger weiß ich, was ein solches We-sen umbringt. Kurz und gut: Ich habe keine Ahnung.«

»Aber die GP-Freunde sind sich of-fenbar völlig sicher, daß der Nakk er-mordet wurde!«

»Glaubst du tatsächlich, daß diese Hohlköpfe mehr davon verstehen als ich?«

Shingo fühlte sich plötzlich unsicher.

»Warum hast du uns das alles nicht schon vorhin gesagt?« fragte er zögernd.«

»Weil ich keine Lust hatte, euch die ganze Geschichte auseinanderzusetzen«, knurrte Captain Ahab mißmutig.

Diese Erklärung klang in Shingos Ohren sehr nach einer billigen Ausrede.

Am liebsten hätte er Ahab gefragt, ob erden Nakk getötet hätte. Aber das wagte er denn doch nicht.

Außerdem sagte ihm sein Gefühl, daß dieses Wesen kein Mörder war. Es mochte sein, daß Stalker in irgendeiner Weise etwas mit dem Tod des Nakken zu tun gehabt hatte, aber Shingo neigte instinktiv zu der Vermutung, daß es sich

wohl eher um einen Unfall gehandelt hatte.

Allerdings - die GP-Freunde sahen die Sache offenbar anders.

Die Nakken vielleicht auch? War darum einer von ihnen da draußen in den Trümmern unterwegs gewesen, um Captain Ahab zu beobachten?

»Ich danke dir für die Warnung«, sagte Ahab. »Aber jetzt wird es Zeit, daß du zu deinen Freunden zurückkehrst. Keine Angst - diese besen-schwingenden Hampelmänner können mir nichts anhaben.«

Shingo wäre viel lieber geblieben, aber er hatte das Gefühl, daß der ehemalige Soho den unerbetenen Besucher auf dem schnellsten Weg loswerden wollte, und er sagte sich, daß es vielleicht besser für ihn war, Captain Ahabs Wünsche zumindest in dieser Hinsicht zu erfüllen.

Er verließ das Versteck ungesehen auf dem selben Umweg über die hinter der Hütte liegenden Ruinen, auf der er auch hereingekommen war.

Er war sehr nachdenklich.

8.

»Das sieht ihm ähnlich«, knurrte Loydel Shvartz, als Shingo Bericht erstattete. »Ich wette, er war es!«

»Ein Mörder?« fragte Sato Ambush skeptisch und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Nein, einen direkten Mord traue ich ihm nicht zu. Alles andere ja, aber nicht das.«

»Wir sollten trotzdem einigen Abstand zu ihm halten«, sagte Loydel Shvartz ärgerlich - es schien ihm nicht zu passen, daß Sato Ambush so wenig

Bereitschaft zeigte, sich seiner Meinung anzuschließen. »Wir könnten da sehr leicht in etwas hineingezogen werden, das ganz und gar nicht in unsere Pläne paßt.«

»Bist du wirklich sicher, daß es nicht Varonzem war, den du draußen zwischen den Trümmern gesehen hast?« fragte Sato Ambush den jungen Mann vom Planeten Durtnig, ohne auf die Äußerungen des Kommandanten der UXMAL einzugehen.

Shingo nickte.

»Das ist auch etwas, das wir unterbinden sollten«, bemerkte Loydel Shvartz. »Dieser Nakk streift durch die ganze Stadt. Nie wissen wir, wo er gerade steckt.«

»Er verfolgt die Spur auf seine Weise«, bemerkte der Pararealist spöttisch.

»Diese Antwort habe ich von ihm schon mindestens hundertmal gehört«, erwiderte Shvartz bissig. »Sie hängt mir zum Hals heraus.«

Sato Ambush seufzte.

»Dann geh und suche ihn, wenn dir so viel daran liegt«, empfahl er. »Aber laß deine schlechte Laune bitte nicht an uns aus. Das führt zu nichts - es verschlechtert höchstens das Arbeitsklima.«

»Was gibt es da noch zu verschlechtern?« knurrte der Kommandant der UXMAL.

»Warum bist du so gereizt?«

»Das fragst du noch? Wir sitzen hier wie auf dem Präsentierteller. Irgendwann wird den Cantaro aufgehen, daß unser Besuch hier auf Lokvorth keineswegs den historischen Studien gilt, die du ihnen eingeredet hast. Und zu

allem Überfluß sind nun wahrscheinlich auch die Nakken aufgescheucht.«

»Wegen Banishaard?«

»Weswegen denn sonst? Es spricht alles dafür, daß sie Bescheid wissen und bereits hier unten sind, um Stalker zur Rechenschaft zu ziehen. Ganz abgesehen davon, daß wir dabei ins Schußfeld geraten können, weil wir uns mit diesem Kerl abgeben: Wenn diese Wesen hier herumkriechen und lauschen, dann werden sie uns sehr schnell auf die Schliche kommen!«

»Um so besser. Wir wollen Kontakt zu ihnen aufnehmen. Es ist mir ziemlich egal, auf welche Weise das geschieht, wenn es uns nur überhaupt irgendwie gelingt.«

»Großartig! Ich bin gespannt, ob du immer noch so redest, wenn sie uns an den Kragen gehen.«

»Warum sollten sie das tun?«.

»Um Banishaard zu rächen - ist denn das nicht logisch?«

»Die Nakken haben in solchen Din-gen andere Ansichten als wir«, stellte Sato Ambush fest. »Und das solltest du eigentlich auch wissen. Der Tod ei-nes Artgenossen berührt sie nicht son-derlich.«

»Und warum hat dann einer von ih-nen Captain Ahab belauert?«

^Das«, sagte Sato Ambush nach-denklich, »wäre eine Frage, die mich durchaus interessieren könnte - wenn ich eine Chance sähe, eine Antwort zu bekommen. Vielleicht erfahren wir es, wenn es uns gelingt, die Verbindung Humanidrom herzustellen.«

Er sah Shingo an und lächelte.

»Laß dir zeigen, wo das Hauptquar-der GP-Freunde liegt!« befahl er. Sieh dich dort gründlich um. Aber sei vorsichtig und laß dich nicht von ihnen sehen!«

»Ich bin *immervorsichtig*«, erklärte Shingo gelassen und huschte davon.

Er hörte, daß Loydel Shvartz ihm folgte, und blieb resignierend draußen auf dem Flur stehen.

»Es tut mir leid!« sagte er. »Aber ich mußte diese Männer belauschen.«

»Ich hatte auch gar nicht die Ab-sicht, dir eine Gardinenpredigt zu hal-ten«, behauptete Loydel Shvartz, der noch immer düster und schlechtge-launt wirkte. »Obwohl du es wirklich verdient hättest. Ich möchte im Au-genblick nur, daß du mir das Ganze noch einmal erzählst - so genau wie möglich.«

»Und der Befehl, den Sato Ambush mir gegeben hat?« fragte Shingo schüchtern.

»Wir werden das eine mit dem ande-ren verbinden«, versprach Loydel Shvartz. »Ich bringe dich zum Tempel der GP-Freunde. Unterwegs erstattest du mir Bericht.«

Damit war Shiogo gerne einverstan-den. Er hatte nicht gedacht, daß er so leicht davonkommen würde. Die Sonne ging unter, und Lok-vorth-Therm erwachte, aber sie merk-ten nicht viel davon, denn ihr Weg führte durch einen wenig attraktiven Stadtteil, in dem offenbar kaum je-mand wohnte.

Die GP-Freunde schienen die Ein-samkeit zu lieben. Vielleicht war das aber auch eher bei den Nakken der Fall. Und möglicherweise hatten die Nakken sogar selbst ein bißchen nach-geholfen und dafür gesorgt, daß diese Gegend den Lokvorthern als nicht all-zu verlockend erscheinen konnte.

Shingos Bericht schien Loydel Shvartz nicht recht zufriedenzustel-len. Er fragte nach immer neuen Einzelheiten, aber Shingo hatte bereits al-les preisgegeben, was er gehört und gesehen hatte, und all seine Schlußfol-gerungen und Mutmaßungen dazu.

Der Kommandant der UXMAL gab es schließlich auf und deutete auf ein noch einigermaßen erhaltenes Ge-bäude.

»Da ist es«, sagte er. »Aber wie es drinnen aussieht, kann ich dir auch nicht verraten, denn ich weiß es nicht. Wir haben eine Sonde hineingeschickt - sie hörte plötzlich auf zu senden, und sie ist auch nicht zurückgekehrt.«

»Das könnte bedeuten, daß dies das Versteck für den Transmitter ist, nicht wahr?« fragte Shingo.

»Es könnte aber auch ebensogut heißen, daß da drinnen eine Horde Nakken auf dich wartet.«

»Oh - die sehen mich auch nicht besser als andere Leute«, behauptete Shingo gelassen.

Loydel Shvartz betrachtete ihn nachdenklich.

»Sei vorsichtig, Kleiner!« sagte er leise. »Und nimm diese Sache nicht zu leicht!«

Shingo nickte nur und huschte davon.

Loydel Shvartz blieb stehen und sah ihm nach, aber er verlor ihn sehr schnell aus den Augen.

Shingo war vermutlich schon längst im Innern des Gebäudes verschwun-den, als Loydel Shvartz sich abwand-te, um zurn Hauptquartier zurückzu-kehren. Mitten in der Bewegung stockte er.

Auf der anderen Straßenseite schwiebte ein Nakk.

»Varonzem?« fragte Loydel Shvartz unsicher.

Der Nakk wandte sich ihm zu, lang-sam und ohne jede Scheu.

»Varonzem!« wiederholte der Kom-mandant der UXMAL erleichtert und ging auf den Nakken zu.

»Verdammt, wo hast du dich herumgetrieben? Und erzähle mir jetzt bloß nicht schon wie-der, daß du die Spur auf deine Art ver-folgst!«

Der Nakk reagierte auf diese Worte, aber Loydel Shvartz war nicht imstan-de, diese Reaktion einzuordnen. Das Wesen bewegte sich ein wenig, und seine Fühler richteten sich zum Teil auf Loydel Shvartz.

»Ich verfolge die Spur auf meine Weise«, sagte er mit seiner künstli-chen Stimme, als wolle er den Kom-mandanten der UXMAL verhöhnen, indem er genau jene Redewendung benutzte, die Loydel Shvartz sich

ge-rade energisch verbeten hatte.

Aber mit Hohn und Spott hatte das sicher nichts zu tun. Es war eher anzu-nehmen, daß der Nakk diesen Satz nur aus reiner Verlegenheit wieder-holte. Loydel Shvartz spürte, wie ihm beim Klang dieser Stimme die Haare zu Berge standen.

Nakken waren gewiß nicht als aus-drucksvolle Redner zu bezeichnen, und niemand wußte, ob ihre drei künstli-chen Stimmen in irgendeiner Bezie-hung zu ihrer Persönlichkeit standen. Dennoch gab es Unterschiede. Und die Stimme *dieses* Nakken hatte Loydel Shvartz mit absoluter Sicherheit noch nie zuvor gehört.

»Du bist nicht Varonzem!« stellte er fest.

Der Nakk schwieg. Loydel Shvartz sprang plötzlich auf ihn zu und griff nach ihm. Das war ein Fehler: Der Nakk raste mit erstaunlicher Ge-gchwindigkeit davon und war Augen-blicke später im Gewirr der Ruinen untergetaucht.

Loydel Shvartz starre ihm nach und fluchte erbittert.

9.

Mehrere Tage vergingen.

Shingo Leddigg durchsuchte das Versteck der GP-Freunde äußerst gründlich, aber er fand nichts, was ihnen hätte weiterhelfen können.

Statt dessen traf er in der Nähe des Verstecks auf einige Kinder, die sich dort herumdrückten. Sie hatten Angst vor den Mitgliedern des Kultes, denen sie offenbar jede nur denkbare Ge-meinheit zutrauten, aber sie waren an-dererseits viel zu neugierig, als daß sie der Versuchung hätten widerstehen können, den GP-Freunden nachzu-spionieren.

Shingo fiel es nicht schwer, Kontakt zu diesen Kindern herzustellen. Sie er-zählten ihm alles, was sie über den Kult wußten - das war allerdings nicrrr viel. Schließlich berichteten sie auch über das unheimliche Erlebnis, das «ie gehabt hatten. Sie bestätigten damit Captain Ahabs Behauptung, er habe toten Nakken zu den GP-Freun-gebracht. Das sagte aber leider noch immer nichts darüber aus, auf welche Art und Weise der Nakk ums Leben gekommen war.

Der Leichnam war übrigens mittler-weile verschwunden.

Die GP-Freunde - Shingo hatte kei-ne Mühe, sie zu belauschen - be-haupteten, die Nakken' selbst hätten ihren toten Artgenossen abgeholt und ins Humanidrom hinaufgeschafft. Einige Mitglieder der Gemeinschaft wechselten allerdings vielsagende Blicke miteinander, sobald die Spra-che auf dieses Thema kam.

Shingo Leddigg hatte den nicht ganz unbegründeten Verdacht, daß die Anführer der GP-Freunde höchst-persönlich den toten Nakken heim-lich, still und leise irgendwo ver-scharrt hatten - im wohlverstandenen Interesse ihres Kultes, selbstverständ-lich.

Inzwischen brachte man die benö-tigten zusätzlichen Geräte in Captain Ahabs Versteck. Die dazugehörigen Spezialisten folgten.

Für die GP-Freunde waren all diese Vorgänge sehr beunruhigend. Als dann aber auch noch SpeziaMsten in ihren Tempel eindringen wollten, um dem rnutmaßlichen Versteck des Transmitters mit allerlei Meßgeräten zu Leibe zu rücken, war das Maß des-sen, was die GP-Freunde noch hinzu-nehmen gedachten, endgültig über-schritten. Mit ihrem heiligen Besen, diversen Stöcken und Wurfgeschos-sen in Gestalt von Betonbrocken stell-ten sie sich mutig der Gefahr.

Die Galaktiker hätten diesen Wider-stand natürlich sehr leicht brechen können. Aber sie verzichteten darauf urid zogen sich fürs erste zurück.

Und dann geschah endlich das, wor-auf sie gewartet hatten: Der Transmit-ter der Nakken wurde aktiviert. Unter den nun wesentlich besseren Voraus-setzungen war es nicht mehr beson-ders schwierig, Captain Ahabs Arbeit gewissermaßen abzuschließen und den Transmitter auf den Meter genau zu orten.

Das Gerät befand sich genau da, wo sie es schon seit geraumer Zeit vermu-tet hatten: im Versteck der GP-Freunde.

Was nichts anderes bedeutete, als daß man denen nun doch etwas näher-treten mußte, ob das Jeph und seinen Glauensgenossen nun gefallen moch-te oder nicht.

*

»Laßt euch nicht einschüchtern, Freunde!« rief Jeph, der den heiligen Besen schwang. »Wir haben sie schon einmal zurückgeschlagen - wir wer-den es auch diesmal wieder schaffen.«

Seine Glaubensbrüder packten ihre Knüppel fester und rückten die Tü-cher und Taschen mit den Wurfschlossen zurecht. Sie schnitten grim-mige Gesichter und wandten sich dem Eingang zu, fest entschlossen, die hei-lige Stille ihres Tempels bis zum äu-ßersten gegen die Übergriffe des Geg-ners zu verteidigen.

Und dann gab es ein fauchendes Ge-räusch, und der gesamte Widerstand der GP-Freunde brach schmählich in sich zusammen, ehe er noch begonnen hatte. Keiner von ihnen war dazu ge-kommen, auch nur einen einzigen Hieb zu führen oder einen einzigen Stein zu schleudern.

»Sie bekommen jede medizinische

Hilfe!« ordnete Loydel Shvartz an, als man die paralysierten Glaubenskämp-fer behutsam aus dem Weg räumte. »Macht es ihnen so bequem wie mög-lich, aber sorgt dafür, daß sie sich ru-hig verhalten, bis wir fertig sind..«

Er drehte sich um und winkte Shin-go zu sich heran.

»Hier ist der Übersichtsplan, den wir nach deinen Angaben angefertigt haben«, sagte er zu dem jungen Mann von Durtnig. »Und genau dort, an dieser Stelle, muß der Transmitter ste-hen. Kannst du uns zu diesem Ort führen?«

»Euch hinzuführen ist kein Pro-bllem«, erklärte Shingo gelassen. »Aber einen Transmitter werdet ihr dort bestimmt nicht finden. Dieser Raum ist völlig leer.«

»Warten wir es ab«, empfahl Sato Ambush lächelnd und blickte zum Eingang hinüber. »Da kommt jemand, der diesem Problem mit viel wirksa-meren Mitteln zu Leibe rücken wird.«

Shingo hielt unwillkürlich die Luft an.

Natürlich hatte er den Haluter im gestreiften Kampfanzug schon gese-hen, aber in dieser Umgebung wirkte er noch größer und massiger, als Shin-go ihn in Erinnerung hatte. Und dabei war Lingam Tennar quasi ein Zwerg nach den Maßstäben seines Volkes.

»Einige der Gänge da unten sind ziemlich eng«, sagte Shingo Leddigg zweifelnd. »Ich hoffe, daß wir durch-kommen, aber versprechen kann ich es nicht.«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf«, empfahl Lingam Tennar unter-nehmungslustig und blickte geradezu liebevoll auf ein kastenförmiges Ge-rät, das er an einem Schulterriemen mit sich herumtrug. »Du würdest Bau-klötze staunen, wenn du wüßtest, wo ich schon überall durchgekommen bin.«

Shingo zuckte die schmalen Schul-tern und ging voran.

*

»Da seht ihr es«, sagte er wenig spä-ter und deutete in einen Raum, der hinter dem Tempel der GP-Freunde lag. »Hier ist nichts. Überzeugt euch selbst.«

Das taten sie, und natürlich fanden sie nichts.

»Kein Wunder«, bemerkte Loydel Shvartz. »Dies ist noch nicht der rich-tige Platz. Der Punkt, den wir ange-messen haben, liegt etwas tiefer und auch etwas weiter südlich. Wie kom-men wir dorthin?«

»Das weiß ich auch nicht«, erwiderte Shingo Leddigg. »Von hier aus geht es nicht mehr weiter. Die Wände sind massiv. Decke und Boden ebenfalls. Und ich war auch auf der anderen Sei-te - da ist erst recht nichts. Dieser Raum grenzt an die Außenwand des Gebäudes.«

»Und die Nachbarräume?« »Sind absolut leer.« »Das dürfte ein Fall für dich und deinen Hyperdim-Resonator sein«, sagte Sato Ambush zu Lingam Tennar.

Der Haluter hantierte schweigend an dem Gerät herum, das er mitge-bracht hatte. Shingo zog sich vorsich-tig ein Stück zurück.

»Halt!« rief plötzlich eine dröhrende Stimme. »Ihr werdet doch hoffentlich

nicht ohne mich anfangen! Habt ihr vergessen, wem ihr diese Entdeckung zu verdanken habt?«

Sie fuhren herum und sahen ihn, wie er eilig in seiner seitwärts gerich-teten Gehweise durch den Gang kam: Captain Ahab alias Stalker, der sich hier in Lokvorth-Therm »Balaam« zu nennen pflegte.

»Bis jetzt haben wir hoch gar nichts entdeckt«, stellte Loydel Shvartz nüchtern fest. »Wenn du darauf An-spruch erheben willst, kannst du es gerne tun.«

»Ich habe euch die Spur gewiesen«, knurrte Captain Ahab. »Und wir wer-den Erfolg haben. Ich spüre das.«

Er hob das Gesicht und schnüffelte geräuschvoll, als hoffte er, das Ver-steck der Nakken allein mit Hilf-sei-ner Nase finden zu können. Ungedul-dig drängte er sich an Lingam Tennar vorbei und inspizierte den leeren Raum, der hinter dem Durchgang lag. Natürlich hatte er keinen Erfolg. Seine Nase konnte

unmöglich besser sein als die des jungen Mannes von Durtning, und der hatte da drinnen schließlich auch nichts gefunden.

»Du solltest jetzt besser aus dem Weg gehen«, meinte Lingam Tennar. Der Haluter sprach mit gedämpfter Stimme. Trotzdem hielt sich Shingo hastig die Ohren zu. Er glaubte, spü-ren zu können, wie die Wände wak-kelten.

Captain Ahab betrachtete den Halu-ter nachdenklich.

»Was hast du da in der Hand?« frag-te er neugierig.

»Einen Hyperdim-Resonator«, erwi-derte Lingam Tennar.

»Und wozu taugt das Ding?« wollte Captain Ahab wissen.

»Man kann die Raum-Zeit-Falten da-mit aufspüren und knackeri, hinter de-nen die Nakken sich so gerne zu ver-stecken pflegten«, erklärte der Ha-luter.

Captain Ahab betrachtete den Reso-nator mit unverhohlenem Interesse.

»Dann fang an!« befahl er schließ-lich. »Worauf wartest du noch?«

»Darauf, daß du mir aus dem Weg gehst«, versetzte Lingam Tennar bissig.

Shingo Leddig kam zu dem Schluß, daß diese beiden so uriter-schiedlichen Wesen sich gewiß nicht leicht damit tun würden, miteinander auszukommen.

Captain Ahab trat auf den Gang hin-aus und blieb dicht hinter Lingam Tennar stehen. Shingo, der den ehe-maligen Soho nicht aus den Augen ließ, glaubte in dessen Mienenspiel ei-ne Mischung aus Gier und Verachtung wahrnehmen zu körmen.

Lingam Tennar fingerte an seinem Resonator herum, aber an dem Ein-gang, auf den er das Gerät gerichtet hatte, veränderte sich absolut nichts.

»Ist das etwa schon alles, was du kannst?« stichelte Captain Ahab spöt-tisch.

Der Haluter würdigte ihn keines Blickes, sondern ging langsam in den Raum hinein, die Augen starr auf die Anzeigen des Hyperdim-Resonators gerichtet. Captain Ahab, Loydel Shvartz und Sato Ambush folgten ihm. Shingo bildete das Schlußlicht.

Da die anderen ihm die Sicht ver-sperrten, konnte er nicht sehen, was geschah. Aber er spürte einen Luftzug

und einen fremden Geruch und blieb unwillkürlich stehen.

»Na also, da haben wir es ja schon«, sagte Lingam Tennar zufrieden und wandte sich an Captain Ahab. Er gab sich keine Mühe, seinen Triumph zu verbergen. »Was sagst du nun?«

Der ehemalige Soho sagte gar nichts. Er würdigte den Haluter kei-nes Blickes, sondern eilte in den Gang hinein, der sich plötzlich vor ihnen aufgetan hatte.

Jetzt konnte auch Shingo es sehen.

Es war ein Gang, der nicht in diese Ruine passen wollte: sauber, völig steril und hell erleuchtet. Man konnte sich fast in Captain Ahabs Versteck versetzt fühlen. Und doch war hier al-les etwas anders - fremdartiger.

Der Gang führte schräg nach unten. Dort, wo er verlief, hätte nichts als Luft sein dürfen, denn dieser Gang reichte ganz offensichtlich über die Außenmauer des Gebäudes hinaus. Davon war ihm jedoch nicht das ge-ringste anzumerken. Weiter unten krümmte sich der Gang. Was hinter der Kurve lag, war von hier oben nicht zu sehen.

Lingam Tennar und Sato Ambush setzten sich in Bewegung und folgten dem Springer. Loydel Shvartz drehte sich um.

»Ihr bleibt hier!« befahl er der klei-nen Gruppe von Technikern und Spe-zialiste'n, die ihnen bis an diese Stelle gefolgt waren. »Wir werden euch ru-fen, wenn wir euch brauchen. Und wenn etwas geschehen sollte, dann müßt ihr uns natürlich herausholen.«

Shingo wußte nicht, ob er diesen Befehl auch auf sich selbst beziehen sollte. Er zupfte den Kommandanten

<jer UXMAL am Ärmel und sah fra-gend zu ihm auf.

»Du kannst mitkommen, Kleiner«, sagte Shvartz leise. »Aber ich möchte, daß du einen

Sicherheitsabstand ein-hältst. Und diesmal wirst du dich an meinen Befehl halten - ist das klar?«

Shingo nickte und wartete, bis Loy-del Shvartz die anderen eingeholt hat-te. Dann folgte er ihm.

*

Der'Weg war nicht sehr weit, und der Gang reichte auch nicht besonders tief hinab. Er mündete in jenes Sy-stem von subplanetarischen Gewöl-ben, das Captain Ahab bereits er-wähnt hatte. Niemand hegte

jedoch auch nur den leisesten Zweifel daran, daß man diesen Teil der Gewölbe auf keinem anderen Weg betreten konnte als dem, den sie genommen hatten.

Als sie unten angekommen waren, entdeckten sie einen Raum, der fremdartige Geräte enthielt und zweifellos die Transmitterstation der Nak-ken darstellte.

Shingo selbst betrat die eigentliche Station nicht. Er war fest entschlossen, seinen Kommandanten diesmal nicht zu enttäuschen. Datier blieb er draußen. Durch den offenen Durchgang konnte er verfolgen, was drinnen geschah.

»Endlich am Ziel!« sagte Captain Ahab aufgereggt. »Jetzt brauchen wir diese Station nur noch in Betrieb zu nehmen, und dann steht einem Besuch im Humanidrom nichts mehr im Weg!«

»Also das ist auf die Arbeitsweise der Nakken abgestellt«, erklärte er. »Wie willst du diese Geräte bedienen?«

»Ihr habt doch einen Nakken!«

»Varonzem?« fragte Loydel Shvartz überrascht. »Ich bin mir nicht sicher, ob der uns helfen wird.«

»Laß das meine Sorge sein«, empfahl Captain Ahab. »Ich werde ihn schon zum Sprechen bringen.«

Loydel Shvartz wirkte nicht sehr be-

Sato Ambush wirkte weniger entthusiastisch.

geistert. Er betrachtete den ehemaligen Soho düster.

»Um Varonzem hierherzubringen, müßten wir ihn erst mal finden«, behauptete er. »Schon das dürfte mit Schwierigkeiten verbunden sein.«

»Was soll das Gerede?« fragte Ahab ärgerlich, drehte sich um und sah Shingo an der Tür stehen. »Los, Kleiner, bring diesen Nakken hierher!«

Shingo Leddigg blickte unsicher zu seinem Kommandanten hinüber. Loy-del Shvartz zuckte die Schultern.

»Ja, geh und...«, begann er.

Und im selben Augenblick hatte Shingo ein seltsames Gefühl - als würde sich der Boden unter seinen Füßen bewegen. Es war eine schlängernde, seitwärts gerichtete Bewegung, und es dauerte höchstens eine halbe Sekunde.

»Was war das?« fragte er erschrocken, denn er dachte an die bröckelnden Ruinen, die sich über diesen Gewölben erhoben und einer Erschütterung wohl kaum länger als einige Sekunden standhalten würden.

Niemand antwortete ihm. Drinnen in der Station hatte man das Schlingen offenbar gar nicht gespürt.

»Irgend etwas stimmt da nicht«, bemerkte Lingam Tennar sehr leise - jedenfalls nach den Maßstäben des Ha-luters. »Ich messe hier ein Energiefeld an. Es scheint diesen ganzen Raum zu umschließen.« Loydel Shvartz, der dem Ausgang am nächsten war, drehte sich blitzschnell um und wollte hinauseilen, aber er stieß gegen ein unsichtbares Hindernis.

»Shingo!« schrie er. »Renne nach oben und hole Hilfe!«

»Dazu dürfte es jetzt zu spät sein«, stellte Captain Ahab fest, hob die Hand und deutete auf die hintere Wand des Raumes. »Außerdem ist es noch längst nicht sicher, daß wir Hilfe brauchen.«

Shingo blickte in die Richtung, in die der ehemalige Soho der Milchstraße zeigte. Er sah eine Nische im Hintergrund der Station.

Ein Nakk war dort aufgetaucht. Shingo hätte schwören können, daß es derselbe Nakk war, den er draußen in den Ruinen getroffen hatte. Er bekam jedoch keine Gelegenheit mehr, dies seinem Kommandanten und dessen Begleitern mitzuteilen.

»Ihr wollt Einblick in die Werkstatt der Sucher nehmen«, sagte der Nakk auf interkosmo. »Dieser Wunsch soll euch erfüllt werden.«

»Du schickst uns hinauf ins Humanidrom?« fragte Captain Ahab begierig. »Nur zu, beeile dich ein bißchen - ich habe lange genug auf diesen Augenblick gewartet!«

Es war nicht klar, ob der Nakk ihn hörte. Er reagierte nicht auf Ahabs Worte.

»Unter euch ist jedoch einer, der in der Werkstatt der Sucher nicht willkommen ist«, fuhr er mit seiner künstlichen Stimme fort, ganz ruhig und lei-denschaftslos - aber was hatte das bei einem Nakken schon zu bedeuten? »Dieser eine hat unseren Freund Ba-nishaard getötet.«

Captain Ahab reagierte schnell. Er stieß Loydel Shvartz zur Seite und warf sich gegen das unsichtbare Hindernis. Aber auch er konnte die energetische Sperre nicht durchdringen.

Shingo preßte sich voller Angst an die Wand und starre auf den ehemali-gen Soho. Und dann war Captain Ahab verschwunden - Shingo konnte beim besten Willen nicht sagen, auf welche Weise und wohin. Er hatte auch keine Zeit, darüber nachzu-denken.

Im Innern des Raumes baute sich ein leuchtendes Feld auf. Es umschloß Sato Ambush, Loydel Shvartz und den Haluter Lingam Tennar. Und als das Leuchten einen Augenblick später erlosch, war der Raum leer.

Shingo rannte wie von Furien ge-hetzt den Gang hinauf.

»Sie sind weg!« rief er den oben war-tenden Leuten schon von weitem zu. »Ein Nakk ist gekommen. Er hat sie ins Humanidrom gebracht!«

Ein Knistern war in der Luft, und Shingo warf sich vorwärts, mit all der Schnelligkeit, deren er fähig war. Er landete hart auf dem Boden der Kam-mer, in der Lingam Tennar den Zu-gang zu der Transmitterstation ent-deckt hatte.

Als er sich umdrehte, war dieser Zu-gang verschwunden.

ENDE

*1m Perry Rhodan-Band der nächsten Woche werden die weiteren Erlebnisse
Sato Amlrushs und seiner Begleiter Loydel Shvartz und Lingam Tennar ge-
schildert.*

*Nicht ganzfreiwillig gelangen sie an das Ziel, zu dem sie ohnehin wollten -
in die „Werkstatt der Sucher“*

*WERKSTATT DER SUCHER - so lautet auch der Titel des PR-Bandes 1485. Als Verfasser des Romans
zeichnet Peter Griese.*